



Informationsschrift der HOG-Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e.V. Heilbronn

Schäßburger Nachrichten

Folge 52 – Dezember 2019 – 26. Jahrgang

Zum Jahreswechsel

Aktuelles hier und dort

Geschichte, Kulturgeschichte

Jubiläen, Klassentreffen

Persönlichkeiten

Erinnerungen

Vereinsnachrichten



Wann fängt Weihnachten an



Wenn der Schwache
dem Starken
die Schwäche vergibt,
wenn der Starke
die Kräfte des Schwachen liebt,
wenn der Habewas
mit dem Habenichts teilt,
wenn der Laute
bei dem Stummen
verweilt und begreift,
was der Stumme ihm sagen will,
wenn das Leise laut wird
und das Laute still,
wenn das Bedeutungsvolle
bedeutungslos,
das scheinbar Unwichtige
wichtig und groß,
wenn mitten im Dunkel
ein winziges Licht
Geborgenheit und
helles Leben verspricht,
und du zögerst nicht,
sondern du
gehst so wie du bist
darauf zu,
dann,
ja, dann
fängt Weihnachten an.

Rolf Krenzer



Allen Mitgliedern und Freunden der HOG sowie allen
Lesern und Leserinnen der Schäßburger Nachrichten,
wo immer sie zu Hause sind, wünschen wir ein schönes
und besinnliches Weihnachtsfest sowie ein gutes,
gesundes und friedvolles Jahr 2020

Der Vorstand der
HOG Schäßburg



Lichtkraft

Aus dem Himmel
eine Erde machen
aus der Erde
einen Himmel

wo jeder
aus seiner Lichtkraft
einen Stern ziehen kann

Rose Ausländer



Das Welterbe
The World Heritage
Le Patrimoine Mondial



Inhaltsangabe

- 04 Gedanken zum Jahreswechsel *H.B. Fröhlich, H.D. Daubner*
05 Gedenktage, wichtige Ereignisse 2020
Impressum
06 Es wird wieder geblasen *Wiltrud Baier*
07 Stadtpfarrer Fröhlich verteidigt Doktorarbeit *M. Schenkel*
08 Orgeleinweihung – Kulturtag *Dieter König*
09 Spendenaufruf zur Renovierung Klosterkirche *Ev. Kirche Schbg*
10 ProEtnica – ein Fest der Vielfalt *Erika Schneider*
11 25 Jahre Pflegenest *Dietlinde Cravciuc*
12 Erntedankfest und Herbstfest *Y. Varvara-Baier*
13 Sein Kindheitstraum ging in Erfüllung
zum 125. Geburtstag von Hermann Oberth *Lars Fabritius*
18 Schäßburg im Nov. 1919 *Harald Roth*
20 100 Jahre seit Ende des I. Weltkrieges *J. Henning*
21 Samuel Fr. Adleff – Wanderungen durch Europa *E. Schneider*
25 Erinnerungen an das Handelshaus J. B. Teutsch *E. Schwarz*
28 L. Fr. Schuller – Wegbereiter moderner Kunst *G. L. Ittu*
31 Bilder von Ludwig Schuller
35 Betrachtungen zum Nachlass Ludwig Schuller *Hellmut Fabini*
36 W. Fabini – 50 Jahre Kunsterziehung *Lieselotte Baier*
37 400 Jahre „Naye Schull“ (1619-2019) *Erika Schneider*
38 Es geschah vor 75 Jahren *Gerda Heitz, Sara Kenst*
40 Fluchterinnerungen, eigene Erlebnisse *Hans und Georg Reuss*
Geschichte der Abrahams in Siebenbürgen *J. Henning*
42 Brückengasse 3, Hotel u. Restaurant Bur *Konrad Arz*
47 Die Lotti-Tante und der Orientexpress *Julius Henning*
48 April- und Maispässe *Wiltrud Baier*
Meine kleine Schwester wurde 80 *Wiltrud Baier*
49 Auf leisen Sohlen – Buchbesprechung *E. Schneider*
50 Klassentreffen IV A, Abi Jahrgang 1979 *Dr. Doris Kloor*
52 Bergschule XI C, Matura 1964 *Ch. Konnerth*
53 Maturajahrgang 1961 Treffen in Bad Kissingen *Lars Fabritius*
Leserbriefe
54 Zeitreise mit Architektur – Interview *M. Tuschinski*
56 Vereinsnachrichten und Herbstsitzung HOG
Beitrags- und Spendeneingänge
58 Mitgliederwerbung – Es verstarben
60 Zum 25. Geburtstag der Schäßburger N. *Wiltrud Baier*
61 Vorschau
62 Per Spinus ad Rosas *Rolf Binder*

Winter um den Zinngießerturm; Foto: W. Fabini



Gedanken zum Jahreswechsel 2019-2020

Von Baustelle zu Baustelle

Das Jahr 2019 wird in die Geschichte unserer Gemeinschaft als Jahr der großen Baustellen eingehen. Nicht dass wir in der Vergangenheit die Hände in den Schoß gelegt hätten; die Berichte der vergangenen Jahre geben Aufschluss darüber, dass Dächer, Häuserfassaden oder Gehwege hergerichtet worden sind. In dem zu Ende gehenden Jahr hat das Ganze aber eine viel größere Dimension erreicht.

Anlässlich der diesjährigen Kulturtag (31. Mai – 2. Juni 2019) wurde die Rieger-Orgel aus der Klosterkirche nach anderthalb Jahren Renovierungszeit wieder in Betrieb genommen. Während an demselben Wochenende Papst Franziskus Rumänien besuchte und die ganze Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit diesem Besuch galt, haben wir (d. h. Forum und Kirche zusammen mit Freunden und Spendern) uns drei Tage lang der Kirchenmusik gewidmet. Daß wir dies tun konnten ist, wenn ich es recht bedenke, fast zu schön um wahr zu sein, und in unserer aktuellen Lage alles andere als selbstverständlich: innerhalb eines halben Jahres gleich zwei Orgeln restauriert zu

bekommen (am 21. Oktober 2018 war es die Binder-Orgel, einstmals am Siechhof, jetzt im Betsaal) und einweihen zu können, ist – ich glaube nicht zu übertreiben – ein Jahrhundertereignis.

Zwei Wochen später (18. Juni 2019) haben wir die nächste große Baustelle eröffnet: die Klosterkirche ist hinter einem mit grünem Netz bespanntem Gerüst und einem Bauzaun verschwunden. Gemäß Vertrag mit der Baufirma sollen die Arbeiten an Dach, Fassade, Fenstern und Steineinfassungen bis Weihnachten 2020 dauern. So haben wir – die Verantwortlichen der Kirchengemeinde – in den nächsten Monaten alle Hände voll zu tun.

Für das, was wir bisher erreicht haben, bin ich Gott dankbar. Für das, was jetzt auf uns zukommt bitte ich Gott um seinen Segen.

Ein frohes Christfest und Gottes Geleit im neuen Jahr 2020 wünscht allen Leserinnen und Lesern der Schäßburger Nachrichten

Hans Bruno Fröhlich, Schäßburg

Besinnung zur Jahreslosung 2020

Von der evangelischen Bruderunität wird jedes Jahr neu die sogenannte Jahreslosung ausgesucht. Sie möchte, ähnlich den täglichen Losungen (Leitgedanken), über das gesamte Jahr die Leser begleiten. Für das neue Jahr 2020 lautet die Losung: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben“. (Mk. 9,24)

Liebe Leserin, lieber Leser,

An dem „Ich“ wird sich so Mancher von ihnen reiben oder sich fragen: kann ich mich mit den Worten der Jahreslosung 2020 identifizieren? Bin da tatsächlich ich, ich selber gemeint? Zum näheren Verständnis hilft vielleicht ein Blick auf den Kontext. Zwischen zwei Bergen, dem Berg der Verklärung und dem Berg Golgatha, findet ein Gespräch statt. In den Niederungen, im Tal der Wirklichkeit, begegnen wir einem Vater und seinem kranken, wahrscheinlich an Epilepsie leidenden Sohn. Welcher Vater versucht denn nicht alles, um seinen Sohn wieder gesund zu bekommen? Erst werden die Jünger angesprochen. Aber die können nicht helfen. Dann richtet sich der Vater an Jesus: „So erbarme dich und hilf uns“. Und Jesus verheißt zu helfen, unter der Prämisse: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Das veranlasst den Vater zur Aussage: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“ Was hat das nun mit dem Glauben so auf sich? Was heißt eigentlich glauben? Glauben hat mit Vertrauen, mit Beziehung und Zugehörigkeit, mit Zuversicht und Hoffnung zu tun: Ein kleiner Junge steht an der Straßenecke und weint. Er hat seine Mutter aus den Augen verloren. Bald ist sie wieder da und schließt ihn in ihre Arme. Der Junge weiß: die Mutter ist jemand, dem man vertrauen kann. Ihre Nähe vermittelt Geborgenheit und Halt. Oder, als zweites Beispiel: Da ist diese junge Frau, die eine gescheiterte Ehe hinter sich hat. Sie trifft einen jungen Mann, der auch schon eine unglückliche Ehe hinter sich hat. Zwei Kinder leben bei ihm. Sie entscheidet sich, nach reichlichem Überlegen und Nachdenken, mit ihm zusammen zu ziehen. Sie weiß, dass es kein Zuckerschlecken sein wird. Aber sie nimmt die Aufgabe an. Glaube ist kein Besitz. Glaube lebt in Bezie-

hungen. Dann gibt es auch – und das als drittes und letztes Beispiel – das, was A. Maslow als „Gipfelerlebnisse“ bezeichnet: Augenblicke, vielleicht beim Betreten einer Kirche, die mir klar machen: Ich bin geborgen, ich werde getragen, ich erlebe eine grenzenlose Zugehörigkeit. „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“ Einer meiner Lehrer hat ein Buch geschrieben mit der Überschrift „Der Glaube bei Paulus“. Darin versucht er, den Glauben biblisch, vor allem aus den Schriften des Apostels Paulus, zu begründen. Er schreibt davon, dass Glaube ein Geschehen ist, ein Ereignis, an dem Gott und Mensch beteiligt sind; aber auch ein Bereich, ein Raum, in den der Mensch durch seine Taufe hineingerufen wird, Glaube als Beziehung zu Gott, als Teilhabe an der Allmacht Gottes, als das „in Christus sein“. So ist der Glaube nicht zuletzt als Geschenk zu verstehen, als Geschenk Gottes an uns Menschen. So gesehen gehört der Glaube zu jedem Christenmenschen, aber nicht nur zu ihm. Denn jeder Mensch glaubt an etwas, auch wenn er nicht an Gott glaubt. „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben“. Vielleicht gestaltet sich nach den obigen Anmerkungen unsere Beziehung zum „Ich“ der Jahreslosung etwas entspannter und ich kann mir dieses „Ich“ sogar zu Eigen machen.

In diesem Sinne grüße ich Sie, liebe Leserinnen und Leser, und wünsche ein gutes und gesegnetes neues Jahr.

Ihr Pfr. i. R. Hans D. Daubner, Menden



Abbildung: Glaskulptur im Park des Glasmuseums in Frauenau, Bayerischer Wald. Einer der Schwimmer nimmt das Wagnis des Glaubens auf sich – Ich glaube. Der andere zögert, zweifelt – Hilf meinem Unglauben. Foto: H. Daubner

Gedenktage, wichtige Ereignisse 2020

Historische Daten aus Schäßburger Zeittafeln

1370	650 Jahre: Graf Jakob aus Schäßburg nimmt an der Abordnung teil, die dem König Ludwig die Fertigstellung der Burg Landskron meldet
1440	580 Jahre: Guss des bronzenen Taufbeckens (Jetzt in der Klosterkirche)
1520	500 Jahre: erste Erwähnung eines Uhrmachers in Schäßburg
1530	490 Jahre: eine Pestepidemie wütet in der Stadt
1570	450 Jahre: Erwähnung des Schäßburger Siechenhauses
1590	420 Jahre: der gregorianische Kalender wird in Siebenbürgen eingeführt
1595	425 Jahre Petrus Apothekarius als erster Apotheker in Schäßburg erwähnt; im April zweimal Erdbeben
1645	375 Jahre: außerordentlich kalter Winter; eine Pestepidemie in der Stadt
1670	350 Jahre: 12. und 15. August großes Sommerhochwasser in der Stadt
1720	300 Jahre: die Stadt hat 5579 Einwohner davon 5052 Deutsche, 396 Rumänen, 114 Ungarn und 17 Sonstige
1780	240 Jahre: Wohnhäuser dürfen nicht mehr aus Holz gebaut werden; der gedeckte Gang unterhalb des Stundturms wird erbaut.
1795	225 Jahre: Die erste Feuerspritze wird gekauft
1845	175 Jahre: Carl von Sternheim wird zum Bürgermeister gewählt
1880	140 Jahre: Gründung des Stadtverschönerungsvereins; Gründung des deutschen Kindergartens
1895	125 Jahre: ein neues Matrikelgesetz wird umgesetzt, staatliche Matrikelämter werden gegründet; erste Ziviltrauung findet statt; der erste Eislaufplatz wird angelegt.
1920	100 Jahre: 19.2. Besuch König Ferdinands in Schäßburg Ein Teil der Schäßburger Kriegsgefangenen kehrt aus Sibirien zurück Hans-Otto Roth wird als Abgeordneter in das neue rumänische Parlament gewählt; Dezember allgemeine Volkszählung – Schäßburg hat 11561 Einwohner: 5620 Deutsche, 3073 Rumänen, 2533 Ungarn, 204 Juden, 411 Sonstige
1945	75 Jahre „Schwarzer Sonntag“ (15. 1.) Deportation vieler Frauen und Männer aus Schäßburg zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion
1970	50 Jahre seit dem Großen Kokel-Hochwasser (13. Mai)

Quellenverzeichnis: Gernot Nussbächer Band 9 Schäßburg, Aldus Verlag Kronstadt, 2010; Gernot Nussbächer: Aus Urkunden und Chroniken (2 Bände), Kriterion Verlag Bukarest 1981, 1990; HEINZ BRANDSCH, HEINZ HELTMANN & W. LINGNER (Hrsg.) 1998: Schäßburg. Bild einer siebenbürgischen Stadt, Rautenberg Verlag; F. K. J. MILD, 1965: Schäßburger Chronik, herausgegeben von Anselm Roth, Schiller-Verlag Hermannstadt 2010; Zeittafeln von MICHAEL KRONER, ERNST GRAEF, ERNST WAGNER, 2009: Geschichte der Siebenbürger Sachsen 7. Auflage; Walter Myß (Hrsg.), 1993: Lexikon der Siebenbürger Sachsen, Wort und Welt Verlag; J. TRAUSCH, FR. SCHULLER, H. A. HIENZ: Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Böhlau Verlag Köln, Wien, laufende Reihe; CHRISTOPH MACHAT (Hrsg.), 2002 Denkmaltopographie Siebenbürgen, 4.1 Stadt Schäßburg, Rheinland Verlag GmbH Köln.

Impressum

Schäßburger Nachrichten - HOG Informationsblatt für Schäßburger in aller Welt – ISSN 0949-9121; Erscheinungsweise zweimal jährlich.

Herausgeber: Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e.V. (www.hog-schaessburg.de), c/o Erika Schneider, Weserstraße 2, 76437 Rastatt •

Vorsitzende des Vorstands: Dr. Erika Schneider, Rastatt, Tel.: 07222 30268, E-Mail erika.schb@t-online.de •

Bankverbindung: Volksbank Flein-Talheim eG, IBAN: DE84 6206 2643 0056 7710 02, BIC: GENODES1VFT •

Redaktion: Dr. Erika Schneider, Rastatt, Tel.: 07222 30268, E-Mail erika.schb@t-online.de •

Dr. Lars Fabritius, Mannheim, Tel.: 0621 703310, E-Mail: lamofa@t-online.de •

Mit Namen unterzeichnete Beiträge stellen die Meinung des Verfassers und nicht der Redaktion dar.

Die Redaktion behält sich Sinn wahrende Überarbeitung, Kürzungen und Zusammenfassungen vor.

Grundkonzept, Layout, Satz: Büro für Gestaltung h2a Heidenheim, Helga Klein, Tel.: 07321 272668, E-Mail h.klein@h2-a.de (www.h2-a.de) •

Druck: Bairle Druck & Medien GmbH Dischingen, Ansprechpartner Martin Pampuch, Tel.: 07327 9601-14 (www.bairle.de) •

Es wird wieder geblasen!



Der 1. Mai wird eingeblesen.

Foto: facebook-Seite des Schäßburger Deutschen Forums

Ich meine es war in einer Sitzung des Deutschen Forums als jemand fragte, ob man denn in Schäßburg – wie in alten Zeiten – den Mai nicht wieder von der Bergschule und vom Stundturm mit Blasmusik begrüßen könne. Theo Halmen, der Kantor der evangelischen Kirche, meinte nach kurzem Nachdenken, vier-fünf Bläser müssten sich finden lassen, um den bald nach 1990 eingeschlafenen Brauch wieder aufleben zu lassen. Und es fanden sich tatsächlich die nötigen Bläser, so dass seit fünf Jahren am 1. Mai in der Früh „Der Mai ist gekommen“ per Blasmusik verkündet wird.

Die kleine Bläserformation probt einmal wöchentlich, es haben auch Frauen zu Blasinstrumenten gegriffen und sie erlernt. Mittlerweile hat sich die Bläsergruppe ein so umfangreiches Repertoire angeeignet, dass nicht nur am 1. Mai sondern auch im Gottesdienst und zu anderen Anlässen, wie Geburtstags- oder sonstigen Feiern zur Freude der Anwesenden musiziert wird.

Eine aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Kapelle gibt es in Schäßburg leider nicht mehr, dafür aber im eingemeindeten Weißkirch/ Albesti. Die wird jedes Mal bestellt, um Aufmärsche durch das Stadtzentrum zu führen, wie zum Beispiel am letzten Schultag der Zwölfklassler, wenn die Abiturienten aller Lyzeen, mit Blumenkränzchen geschmückt nach alter Tradition vom Bürgermeisteramt die Burg hinunter und durch die Baiergasse marschieren und *Gaudemus igitur* singen. Für die Stadt ist es jedes Jahr ein bewegender Moment, wenn eine weitere Generation Abschied von den Schuljahren feiert.

Wiltrud Baier, Schäßburg



Stadtpfarrer Hans Bruno Fröhlich verteidigt seine Doktorarbeit

Der Schäßburger Stadtpfarrer Hans Bruno Fröhlich hat am 12. Juli 2019 im Akademischen Begegnungszentrum der Hermannstädter Lucian Blaga-Universität mit seiner Doktorarbeit über „Die Frage der An- bzw. Aberkennung der christlichen Taufe zwischen evangelischer und orthodoxer Kirche und die Praxis in Rumänien“ bei Prof. Dr. Stefan Tobler promoviert. Fröhlich findet in seiner Dissertation Antworten auf aktuelle Fragestellungen, die für die Kirchen in einem multireligiösen Umfeld zunehmend an Bedeutung gewinnen. Erfreulich ist, dass zwischen den Kirchen in Siebenbürgen die einenden Elemente eindeutig im Vordergrund stehen.

Vor der konfessionsübergreifenden Prüfungskommission (auf dem Bild v. l. n. r.): Prof. Dr. Ioan Tulcan, Dekan der Orthodoxen Fakultät der Vasile Goldiș-Universität Arad, Prof. Dr. Nicolae Chifăr, Dekan der Orthodoxen Fakultät „Andrei Țaguna“ der Lucian Blaga-Universität Hermannstadt, Hans Bruno Fröhlich, Doktorvater Prof. Dr. Stefan Tobler, Prof. Dr. István Pásztori-Kupán vom Protestantisch-Theologischen Institut Klausenburg, Dozent Dr. Irimie Marga, Orthodoxe Fakultät „Andrei Țaguna und Károli-Gáspár Universität Budapest – Letzterer nicht auf dem Bild – hat er seine Arbeit verteidigt und die Bestnote erhalten.

Auch der theologische Laie erkennt den Realitätsbezug, der sich wie ein roter Faden durch die Dissertation zieht. Die tiefe Detailkenntnis und große Nähe zum Kirchenvolk des Schäßburger Stadtpfarrers und Dechanten haben seine Gemeinden in und um Schäßburg dankbar aufgenommen.

Mit Freude gratulieren wir Hans Bruno Fröhlich.

Matthias Schenkel, Heidelberg

Prüfungskommission und Kandidat; Foto: Matthias Schenkel



Orgeleinweihung im Rahmen der Deutschen Kulturtage

Dank gutgesinnter, motivierter Leute wurde von der Orgelbaufirma C.O.T. aus Honigberg eine gründliche Renovierung der „Rieger-Orgele“ aus der Klosterkirche in Schäßburg durchgeführt und im Mai 2019 abgeschlossen. Dank dieser hervorragenden Leistung können sich noch weitere Generationen an den Klängen dieses einmaligen Instrumentes erfreuen. Sonntag, den 2. Juni 2019 fand als Höhepunkt der kulturellen Darbietungen im Rahmen der „Deutschen Kulturtage in Schäßburg“ (31. Mai - 2. Juni 2019) in einem festlichen Gottesdienst unter Bischof Reinhart Guib und Stadtpfarrer Hans Bruno Fröhlich die Einweihung der frisch restaurierten Orgel statt.

Das renovierte Schmuckstück zauberte während der Festlichkeiten der „Deutschen Kulturtage“ in Schäßburg wunderbare Klangbilder hervor. Verantwortlich für den Hörgenuss waren Steffen Schlandt, Ursula Philippi, Theo Halmen und Jürg Leutert. Außer der Orgelmusik wurde das Programm der Kulturtage am Samstag durch Vorträge rund um die Orgel bereichert. Jürg Leutert ging in seinem Vortrag im Detail auf die Schritte der Orgelrestaurierung ein und veranschaulichte die von den Orgelbauern durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen. Hermann Binder hielt im Sandersaal einen Vortrag zum Thema „Schäßburg im Netz siebenbürgischer Orgelgeschichte“. Die in Rumänien auf Tournee befindliche Birmingham Festival Choral Society aus dem Vereinigten Königreich bot ein Konzert mit Werken von Antonio Vivaldi, Wolfgang Amadeus Mozart sowie mit Volksliedern von den Britischen Inseln dar und erntete dafür großen Applaus und Anerkennung für die musikalischen Leistungen. Ursula und Kurt Philippi mit Jürg Leutert bereicherten das Programm mit der Darstellung des szenischen Orgelmärchens „Die Bremer Stadtmusikanten“ und erfreuten damit Kinder und Erwachsene.

Zum Abschluss der Feierlichkeiten fand Sonntag Nachmittag auf



dem Burgplatz ein Umzug der Trachtengruppen aus Hermannstadt, Mühlbach, Sächsisch Regen und Schäßburg statt, begleitet von der Kapelle Schäßburger Braas. Die jugendlichen Tänzerinnen und Tänzer erfreuten die Zuschauer mit unterschiedlichen Volkstänzen und rundeten damit das musikalisch vielfältige Programm der Kulturtage ab. Im Schänzchen klangen die Kulturtage bei einem gemütlichen Beisammensein aus.

Dank der Spenden vom „Allgemeiner Deutscher Kulturverband“, der „Accordeos Stiftung“ und der „STAB Stiftung für Ethik und Kultur“, sowie dem Nachhaltigkeitsfond der EKR konnte die Schäßburger Gemeinde die Finanzierung der Orgelrenovierung schultern. Auf diesem Wege nochmals ein herzliches Dankeschön an all diejenigen, die die Renovierung der Orgel ermöglicht haben.

Dieter König, Schäßburg

Tanzgruppe des Deutschen Forums Schäßburg Foto: Erika Schneider



Spendenauf Ruf

Renovierung der „Klosterkirche“ in Schäßburg

Für die angelaufenen Renovierungsarbeiten an der „Klosterkirche“ in Schäßburg, sucht die kleine, geschrumpfte Gemeinde nach Spendern und Vorschlägen, wie Spenden eingesammelt werden können.

Die „Klosterkirche“, Teil eines ehemaligen Dominikanerklosters, wurde 1492-1502 erbaut und war der „Heiligen Maria“ gewidmet (Marienkirche).

Das mächtige Kirchengebäude inmitten der Mittelalterlichen Burg Schäßburg, flankiert von „Stundturm“ und Rathaus, gehört zum Wahrzeichen unseres Ortes und zum UNESCO-Weltkulturerbe.

Als Zentrum unserer Kirchengemeinde dient sie als Ort für Gottesdienste, dem gemeinsamen Gebet, aber auch als Konzertraum für die seit Jahren regelmäßigen Orgelkonzerte.

1929 wurde die Kirche das letzte Mal renoviert. Im Laufe der Jahre wurden kontinuierlich kleinere Instandhaltungsarbeiten vorgenommen. Doch 90 Jahre ohne größere Renovierungsarbeiten sind eine lange Zeit.

Schon seit vielen Jahren wurde geplant, die „Klosterkirche“ einer größeren Renovierung zu unterziehen. Nach gescheiterten Versuchen für ein umfassendes europäisches Finanzierungsprojekt, sahen sich die Verantwortlichen der Evangelischen Kirchengemeinde A. B. Schäßburg genötigt, die Renovierung der Klosterkirche mit eigenen Mitteln durchzuführen. Diesbezüglich liegt seitens des Architekturbüros „S. C. Credo Design S.R.L.“ aus Bukarest ein vom Kulturministerium genehmigter Renovierungsplan vor. Dabei sollen das gesamte Dach der Kirche, die Fassaden, die Fenster (Vitrallen), die gotischen Maßwerke und die Strebepfeiler mit den Steinbögen renoviert werden. Eine Erneuerung der elektrischen Installation und des Abflusssystems für das Regenwasser sind auch vorgesehen.

Der gesamte zu leistende Betrag von 5.135.715,78 Lei soll nach den vom Architekturbüro aufgestellten Berechnungen für die Renovierungsarbeiten investiert werden. Während ein Großteil dieses Betrages aus Rücklagen (von Verkauf von Immobilien) gedeckt wird,

muss eine Finanzierungslücke in Höhe von 1.125.000 Lei durch Spenden im Laufe des Finanzierungszeitraumes Dezember 2019 bis Dezember 2020 gedeckt werden. Dazu zählen neben Geldspenden auch die Erlöse unserer zukünftigen Gemeindefeste, Orgelkonzerte und ähnliche Aktionen.

Ihre Unterstützung zählt!

Wir freuen uns für jeden Beitrag für jede Spende oder Spendenaktion. Sie können sich gerne mit ihrer Geldspende an der Renovierung beteiligen. Selbstverständlich erhalten Sie auf Wunsch eine Spendenbescheinigung. Bitte geben sie hierzu ihre Adresse an.

Kommen Sie auf die Mitglieder des Presbyteriums (Kirchenvorstand), oder des Ausschusses für das Fundraising zu. Wir geben Ihnen gerne Auskunft.

SPENDENKONTO

Parohia Evanghelică C.A. Sighișoara,
Str. Cositorarilor nr. 13.
545400 Sighișoara, jud. Mureș, România

Cont Lei: RO05 RNCB 0191 0156 3899 0001
Cont Euro: RO75 RNCB 0191 0156 3899 0002
BCROM SWIFT RNCBROBU
deschis la BCR, Sucursala Sighișoara.
Stichwort: Kirchenrenovierung

Wir sind für sie telefonisch erreichbar: 0040265771195
oder 0040762607816
E-Mail: bergkirche@elsig.ro oder pfarramt@schuessburg.ro

Vor der Renovierung der Klosterkirche; Foto: Erika Schneider



Einrüstung der Klosterkirche; Foto: Dieter König



ProEtnica – ein Fest der Vielfalt

Vom 21.- 25. August 2019 war Schäßburg der Schauplatz des ProEtnica Festivals, das in diesem Jahr in seiner 17. Auflage stattfand. Eröffnet wurden die Feierlichkeiten von Bürgermeister Ovidiu Mălăncrăvean gefolgt ebenfalls als Ehrenredner von Volker Reiter, Cheforganisator des Projektes und Leiter des interethnischen Bildungszentrums für Jugendliche (IBZ), Loránt Vincze Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen und EU-Parlamentsmitglied sowie Miruna Olteanu vom Rumänischen Kulturinstitut und weiteren Mitwirkenden. Danach begannen die Vertreter der teilnehmenden ethnischen Gruppen ihre jeweiligen, traditionellen Darbietungen vorzuführen.

Das bunte und vielfältige Programm lockte tausende von Besuchern an, die sich an den Darbietungen von zwanzig hier vertretenen, in Rumänien lebenden nationalen Minderheiten wie sie auf dem Deckblatt des Programms aufgelistet sind, erfreuen konnten. Die Zahl der Mitwirkenden belief sich auf etwa sechshundert. Hier konnte man, wie Jan-Christian Brewer in der Hermannstädter Zeitung (Nr. 2638; 30. August 2019) schrieb, „fünf Tage Plurikulturalität erleben“.

Ein buntes Bild von Volkstrachten, auf der Hauptbühne am Burgplatz dargebotenen Volkstänzen und der dazu passenden Musik sowie Chorgesänge waren wichtige Teile des Programms. Da schwirrte es von verschiedenen Sprachen und Dialekten, die außer den Volkstrachten nochmals die kulturelle Vielfalt der in Rumänien lebenden Minderheiten deutlich machte. Mehrere Gruppen traten häufiger auf, so die Mazedonier in ihren besonderen Trachten. Sie boten Gruppentänze und Gesangseinlagen dar, wobei auch Dudelsack und Trompete nicht fehlen durften. Die griechische Minderheit war mit acht verschiedenen Gruppen aus ebenso vielen Ortschaften Rumäniens vertreten und bot ein reichhaltiges Programm mit typischen Tänzen und Musik. Eine ruthenische Gruppe aus Dărmănești trat mit einer Tanzgruppe junger Mädchen auf, wobei ein kleiner Junge stolz die ruthenische Fahne schwenkte. Jede der anwesenden Gruppen – sei das die albanische, armenische, bulgarische, deutsche/siebenbürgisch-sächsische, kroatische, jüdische, italienische, polnische, die der Roma, die serbische, slowakische, tatarische, tschechische, türkische, ungarische und ukrainische – präsentierte sich mit einzigartigen Gesängen und/oder Tänzen. Als Ehrengast und Vertreter der sorbischen Minderheit aus der brandenburgischen Lausitz nahm Meto Nowak teil und hielt auch einen Vortrag zum Thema „Schutz nationaler Minderheiten: Europäische Praxisbeispiele“.

Außer den Bühnendarbietungen von Tanz und Musik auf dem Burgplatz gab es auch Straßemusikanten, die an Hausmauern und Gehsteigrändern ihr Plätz-

chen zum Spielen auf ihrer Geige, Gitarre, Flöte oder Akkordeon fanden.

Das künstlerische Programm endete jeweils an den Abenden mit einer „Parade der ethnokulturellen Vielfalt“, die durch die Altstadt führte und vom Stadttrommler Dorin Stanciu begleitet wurde. In einer Abendvorstellung gab Ionuț Gălani zur Union der Griechen aus Rumänien gehörig ein Konzert, in dem er die Zuhörer mit seinen Liedern begeisterte.

Neben Musik und Tanz gab es weitere kulturelle Programme, „Agora des interkulturellen Dialogs“, mit Podiumsdiskussionen zu Minderheitenfragen, meist im Barocksaal des Rathauses, mit Vorträgen, Buchvorstellungen im Rahmen des „Literarischen Salons“ und Ausstellungen. Hinzu kam noch die Theater Sektion von ProArt Slatina, die mit der Komödie von Mihai Hafia Traistă „Das wunderwirkende Porträt“ auftrat.

Gleich am ersten Abend wurde eine Podiumsdiskussion zum Thema: „Schutz der nationalen Minderheiten - Instrument der friedlichen Entwicklung in Europa“ veranstaltet. Hinzu kamen weitere interessante Beiträge in den Festivaltagen, wie zum Beispiel jener von Radu Carp vom Kompetenzzentrum zum Studium der grenzüberschreitenden Minderheiten aus Oradea zum Thema: „Das Recht zum Gebrauch der Muttersprache seitens der nationalen Minderheiten“ oder der Vortrag von Frau Tușa Enache von der Ovidius Universität in Constanța, die über „Traditionen balkanischer Minderheiten - interkulturelle Modelle“ sprach. Für die Föderation der jüdischen Gemeinschaften aus Rumänien sprachen Dr. Aurel Vainer und Jose Iacobescu über „Brücken der Toleranz“ in der Synagoge in der Kleingasse.



PROETNICA
FESTIVAL INTERCULTURAL SIGHIȘOARA

Neu im Programm des Proetnica Festivals war in diesem Jahr der „Literarische Salon“, dessen Initiatorin Frau Mariana Gorczyca ist. Freitag, den 23. August stellte sie in diesem Rahmen ihren neuen Roman „Dincoace si dincolo de tunel 1945“ (Diesseits und jenseits des Tunnels 1945) vor. Das kurz vor dem Festival im Polirom-Verlag erschienene Buch, in das auch eine Familiengeschichte eingebunden ist, befasst sich mit der Deportation der deutschen Bevölkerung im Januar 1945 zur Aufbauarbeit in der Sowjetunion. Es ist das erste Buch in rumänischer Sprache, das sich mit diesem Thema befasst. Seitens des Polirom Verlags sprach zum Buch Redakteurin Ionela Mihai, ebenso ging Dr. Nicolae Teșculă, Direktor des Museums im Stundturm auf die geschichtlichen Hintergründe des Buches ein. Die Schauspielerin Gianina Iconaru und Beatrice Ungar, Chefredakteurin der Hermannstädter Zeitung lasen je eine Textpassage aus dem Buch vor.

Eine gemeinsame Ausstellung

der bildenden Künstler aus den Reihen der Minderheiten konnte in der Bildergalerie des Schmiedturms besichtigt werden. Auf dem Museumsplatz waren Handwerker- und Bücherstände aufgebaut. Hinzu kamen auch Präsentationsstände, an denen man sich über verschiedene Tätigkeiten der nationalen Minderheitengruppen informieren konnte.

Ausstellung von Dieter Moyrer

Bemerkenswert war die Ausstellung „Augenblicke – Clipe oculare“ des bekannten Schäßburger Kunstfotografen Dieter Moyrer, die im „Haus mit dem Hirschgeweih“ zu sehen war. Eine Vielfalt von Bildern, die nach Themen gruppiert waren, konnten hier bewundert werden. Aus der Fülle der ausgestellten Kunstfotografien können hier nur einige erwähnt werden. Unter den Stilleben sprang eines mit Apfel oder mit abgebrannten Kerzen sowie das Detail der Stickerei eines Kirchenpelzes, ins Auge. Bilder von den Rücken ganz nahe beieinanderstehender Schafe, alte Holzfenster mit interessanten Strukturmustern sowie der Eckbalkon eines Hauses, Straßenkünstler (Geiger, Maler, Porträtgraphiker) und besondere Porträts, zum Beispiel das eines älteren Roma aus Pretai, waren beachtenswert. Aber auch eine herbstlich bunte Buche konnte in ihrer natürlichen Schönheit begeistern. Unter dem Thema „Traurigkeit“ (Tristețe) waren zerfallene Häuser, kaputte Klaviertasten mit Noten als Zeichen der Vergänglichkeit zu sehen, aber auch ein Mädchen aus Ziegental (Tichindeal), das wohl unter ärmlichen Verhältnissen zu leiden hatte. Eine schöne Malvenblüte vor einer Kirchenburg konnte wiederum zu Gedanken harmonischer Verbindungen zwischen alten und vergänglichem, aber jährlich wiederkehrenden Werten führen. Ein bunter Blumenstrauß,

die roten Beeren des Wasser-Schneeballs (*Viburnum*) gehörten auch zu den fotografisch festgehaltenen Naturschönheiten. Gebäude, Kirchen, Kirchenburgen und andere Bauten luden ebenfalls zu vertiefenden Betrachtungen ein. Schäßburgs Wahrzeichen, der Stundturm, durfte unter den Aufnahmen auch nicht fehlen. Interessante Betrachtungen und Erinnerungen weckten auch Bilder der Märkte, wie der sogenannte „Talcio“ (Trödel- oder Flohmarkt) und der alljährlich am Großen Ring in Hermannstadt stattfindende Töpfermarkt. Neben den vielen kulturellen Angeboten kamen auch Gastronomie und Handel auf ihre Rechnung. Sowohl am Museumsplatz, vor der Klosterkirche und entlang der Schulgasse reichten sich bis hinauf zur Schülertreppe Verkaufsstände mit Andenken jeder Art und für sehr unterschiedliche Geschmacksrichtungen mit Textilien von Deckchen und Tischdecken bis hin zu Blusen mit und ohne Stickereien, Kopfbedeckungen und anderen Kleidungsstücken, Keramik, Holzschnitzereien und noch vieles mehr.

- Eingebettet in das Festival war auch ein Projekt InterKultural, das vom Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart (IFA) finanziert und auch von der Stadt Stuttgart unterstützt wurde. Projektleiterin Cornelia Hemman betonte, dass es Ziel des Projektes sei, junge Menschen aus Mehrheitsgesellschaften zusammenzubringen und sie für die europäische Gesellschaft handlungsfähig zu machen.
- Das interkulturelle Festival hatte viele Höhepunkte aufzuweisen und leistet zudem einen wichtigen Beitrag zu Kommunikation und Verständigung, zum Austausch von Meinungen und Erfahrungen sowie Festigung der Beziehungen aller in Rumänien lebenden Ethnien.

Erika Schneider, Rastatt

25 Jahre Pflegenest

Am 5. September 1994 wurde vor nunmehr 25 Jahren die erste Bewohnerin im Pflegenest aufgenommen. Zu diesem Anlass lud die Kirchengemeinde Schäßburg am 6. Sept. 2019 zu einer Jubiläumsfeier ein.

Initiatorin des Pflegenestes war Antje Rothwell, diakonische Schwester im Diakonissenmutter-Haus in Bremen. Im April 1993 wurde Schwester Antje Rothwell für 2 Jahre als Gemeindegemeinschaft nach Schäßburg entsandt. Sie hat sehr schnell erkannt, dass in Schäßburg und Umgebung viele alleinstehende Personen auf Hilfe und Pflege angewiesen sind. In diesem Sinne wandte sie sich an den damaligen Pfarrer und an das Presbyterium der Kirchengemeinde Schäßburg, mit der Bitte, sie beim Aufbau eines „Pflegenestes“ zu unterstützen. So wurde eine leerstehende Wohnung der Gemeinde saniert und als Pflegestation eingerichtet. Durch Schwester Antjes Einsatz und regelrechte Mitarbeit konnte das „Pflegenest“ im September 1994 die erste Bewohnerin aufnehmen. Zusammen mit der von Hermannstadt aus beauftragten Diakonie – Schwester Erika Duma hat Schwester Antje die ambulante Pflege in Schäßburg und in den zum Schäßburger Bezirk gehörenden Gemeinden ins Leben gerufen. Obwohl eingeladen, konnte Schwester Antje wegen Krankheit nicht bei der Feier dabei sein. Seitens der HOG - Schäßburg konnte leider auch niemand der Einladung folgen, aber der Vorstand genehmigte einen Betrag von 300.-€ für die Jubiläumsfeier. Die HOG hat dieses Projekt von Anfang an unterstützt. Zu danken haben wir ihr auch für Geldspenden und

Pflegematerial, die finanziellen Zuwendungen für Renovierungsarbeiten und die Unterstützung von „Essen auf Rädern“.

Anwesend bei der Jubiläumsfeier waren der derzeitige und ehemalige Geschäftsführer des Diakonischen Werkes in Bremen, drei Schwestern aus dem Diakonissen-Mutter-Haus, Mitglieder des Freundeskreises in Bremen und Mitglieder der „Unser Lieb Frauen-Gemeinde“ aus Bremen (insgesamt 18 Personen). Sie haben während der 25 Jahre das Pflegenest und die ambulante Pflege durch Medikamente, Kleider- und Geldspenden unterstützt.

Am 8. September 2019 fand in der Klosterkirche ein feierlicher Gottesdienst statt. Es predigte Landesdiakoniepastor Pfr. Manfred Meyer, Vorstand des Diakonischen Werkes Bremen e.V. Zur Feier des Tages übergab er der Leiterin des Pflegenestes einen Scheck im Wert von 2.500.-€. Anschließend an den Gottesdienst wurde in den Kreuzgang der Klosterkirche eingeladen, wo eine Ausstellung über Werdegang und Tätigkeit des Pflegenests zu besichtigen war und sich die Gäste mit den anwesenden Gemeindegliedern bei Kaffee und Kuchen austauschen konnten. Auch wurden in dieser Zeit die Räumlichkeiten besichtigt und Gespräche mit Schwestern und Bewohnern des Pflegenestes geführt.

Wir wollen hiermit ALLEN danken, die unsere Gemeinde in diesen 25 Jahren unterstützt und begleitet haben.

Dietlinde Cravciuc, HOG-Beauftragte Schäßburg

Erntedank- und Herbstfest



Füllhorn mit Herbstfrüchten; Foto E. Schneider

Erntedankfest, gefolgt von einem Herbstfest, wurden am 20. Oktober in Schäßburg gefeiert. Dazu eingeladen hatten die Evangelische Kirchengemeinde A.B. und das Deutsche Forum.

Der diesmal gut besuchte Gottesdienst zum Erntedankfest wurde in der mit Obst und Gemüse feierlich geschmückten Klosterkirche von Stadtpfarrer Dr. Bruno Fröhlich zusammen mit Studierenden am Evangelisch-Protestantischen Institut in Hermannstadt gestaltet. Neben den Schäßburgern nahmen daran eine Gruppe aus Zwickau teil, die seit 20 Jahren regelmäßig nach Pruden kommt und die Kirche sowie Pfarrhaus in Schuss hält und eine Gruppe von Freiwilligen aus Halle, Westfalen, gemeinsam mit ihrem Pfarrer, Bernd Eitembäumer, die in Felldorf im Einsatz ist. Die Gruppe aus Halle eröffneten den Gottesdienst mit einem musikalischen Beitrag, im Rahmen des Gottesdienstes sang aber auch der von Theo Halmen geleitete Kirchenchor.

Im Anschluss trafen sich rund fünfzig Personen allen Alters in der Gaststätte „Casa Wagner“ zum Herbstfest. Nachdem Andrea Rost alle Anwesenden herzlich begrüßt hatte, stellte Pfarrer i.R. Dr. Rolf Binder sein mit Förderung durch das Deutsche Forum veröffentlichtes Buch „Zur Geschichte des Dominikanerklosters in Schäßburg“ vor. Zum geselligen Teil übergehend, las Lehrerin Crista Rusu das Gedicht „Die Lebenszeiten“ von Cornelia Boese nach einem Märchen der Brüder Grimm vor. Zum Beisammensein gehören neben freudigen Begrüßungen von Bekannten und dem Austausch von Neuigkeiten ein gemeinsames Essen, das sich die Anwesenden haben munden lassen. Selbstverständlich gab es auch eine Tombola, bei der es verschiedene brauchbare Dinge wie Tees, Socken oder Handcremen zu gewinnen gab.

Dankbar für das gelungene Fest traten die Leute den Heimweg an und freuen sich schon auf die traditionelle Adventsfeier.

Yvonne Varvara-Baier, Schäßburg



*Herbstfest in der „Casa Wagner“.
Pfarrer Binder stellt sein Buch
zur Geschichte des Dominika-
nerklosters vor, Foto Andrea Rost*

Sein Kindheitstraum – die Mondlandung – ging in Erfüllung

Zum 125. Geburtstag von Professor Hermann Oberth

Im Vorwort zu Hans Barths autorisierter Biografie, „Hermann Oberth – Begründer der Weltraumfahrt“, schreibt Wernher von Braun: „Hermann Oberth war der erste, der in Verbindung mit dem Gedanken einer wirklichen Raumfahrt zum Rechenschieber griff und zahlenmäßig durchgearbeitete Konzepte und Konstruktionsentwürfe vorlegte.“ Wikipedia geht noch einen Schritt weiter und sieht Oberth als „Begründer der wissenschaftlichen Raketentechnik und Astronautik sowie als prophetischen Initiator der Raumfahrt und der Weltraummedizin“. Sein 125. Geburtstag soll Anlass sein, an diesen wohl berühmtesten Schäßburger, an seinen Werdegang und seine Leistungen zu erinnern.

Hermann Oberth wurde am 25. Juni 1894 in Hermannstadt geboren. Als sein Vater, der aus Mediasch stammende Chirurg Dr. Julius Oberth, 1896 die Stelle des Direktors am Schäßburger Spital einnahm, zog die Familie nach Schäßburg. In der Michael-Albert-Straße wuchs Hermann auf, zunächst in der Dienstwohnung des Vaters und später im eigenen Haus, das Dr. Oberth in unmittelbarer Nähe des Spitals errichten ließ. Hier sollte Hermann die prägenden Jahre seiner Kindheit und Jugend verbringen, eine Familie gründen und als Mathematik- und Physiklehrer an der Bergschule tätig werden. Bis zu seinem 30. Lebensjahr hat Hermann Oberth in Schäßburg gelebt und nach eigenem Bekunden sich immer als Schäßburger gefühlt.

Im gastfreundlichen Haus seiner Eltern verfolgte er als Kind Gespräche über den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und hörte, dass sogar die Landung von Menschen auf dem Mond nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Sein Interesse für den Mond war damit geweckt. Später schenkte ihm seine Mutter, Valerie geb. Krasser, die Werke von Jules Verne „Von der Erde zum Mond“ und „Reise um den Mond“. Inzwischen war Hermann Gymnasiast und begann sich intensiv mit den physikalisch-technischen Bedingungen einer solchen Reise auseinanderzusetzen. Seine Neugier und seine außergewöhnliche mathematische Begabung halfen ihm schnell zu errechnen, dass die von Verne angegebene Fluchtgeschwindigkeit (11,2 km/s), die ein Flugkörper zur Überwindung des Schwerefeldes der Erde erreichen muss, richtig war, dass aber die Abschussrampe, über deren Länge Vernes Raumfahrzeug auf diese Geschwindigkeit beschleunigt werden sollte, viel zu kurz bemessen war. Kein Mensch hätte die enormen Beschleunigungskräfte überleben können. Oberth suchte akribisch und zielstrebig nach Auswegen aus diesem Dilemma. Er sah sich mit einer Fülle offener Fragen konfrontiert, die vor allem medizinischer Natur waren und die Belastbarkeit des Menschen bei einer Reise in den Weltraum betrafen. Andererseits musste eine geeignete technische Lösung für das Transportmittel gefunden werden, das auch im luftleeren Raum funktionieren sollte und über ausreichende Energiereserven verfügte, um die erforderliche Geschwindigkeit mit sanftem, für Menschen erträglichem Beschleunigungsdruck zu erreichen und bei der Rückkehr zur Erde auch wieder abzubremesen.

Oberth lotete in mehr oder weniger gewagten Selbstversuchen die physiologischen und psychischen Belastungsgrenzen aus – wahr-



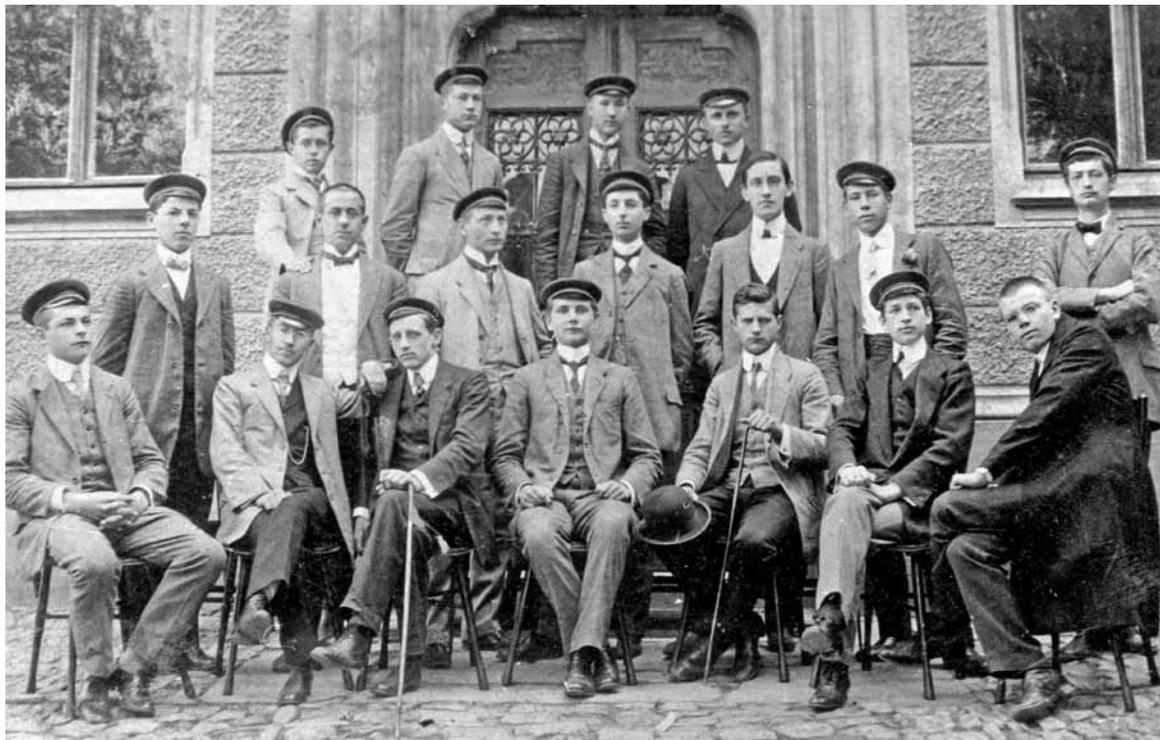
Hermann Oberth (1894 – 1989)

Fotosammlung Hermann-Oberth-Raumfahrtmuseum, Feucht



Das Obertische Haus in der Michael-Albert-Straße

Fotosammlung Hermann-Oberth-Raumfahrtmuseum, Feucht

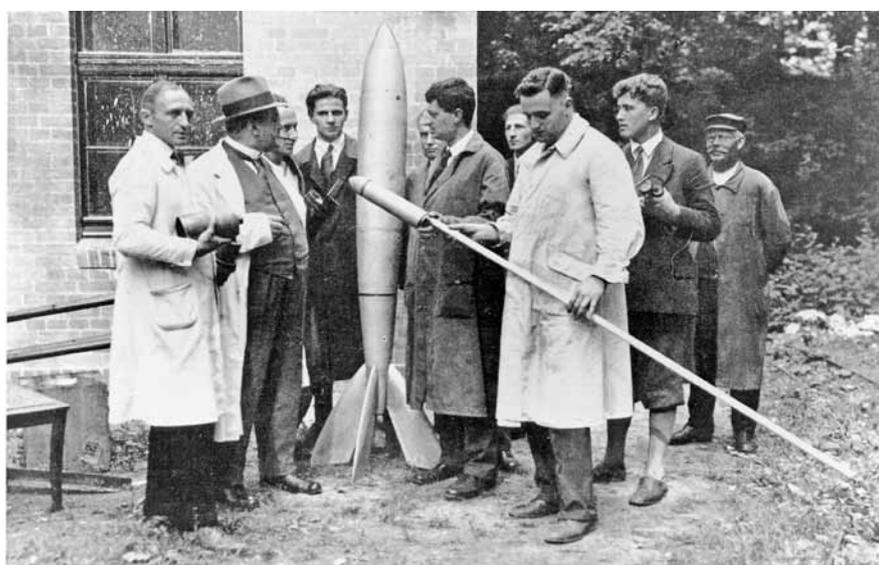


*Nach bestandener Matura am 25. Juni 1912, Oberth stehend rechts
Fotosammlung Erhardt Barth, Travemünde*



*Das junge Ehepaar Oberth mit Sohn Julius
Fotosammlung Erhardt Barth, Travemünde*

*1930 in Berlin-Reinickendorf mit dem Modell der Rakete für den Film „Frau im Mond“. Rechts ist Wernher von Braun zu erkennen.
Fotosammlung Hermann-Oberth-Raumfahrtmuseum, Feucht*



scheinlich waren es die ersten raummedizinischen Untersuchungen überhaupt. Dabei machte er sich die Gegebenheiten des Schäßburger Schwimmbades mit seinem großen Becken und dem hohen Sprungturm zunutze. Er kam zu dem Schluss, dass Menschen den Andruck bei Beschleunigungen von 4 bis 6 g und kurzzeitig sogar 10 g (Erdbeschleunigung $g = 9,81 \text{ m/s}^2$) ertragen können. Auch über den Zustand der Schwerelosigkeit, dem ein Raumfahrer bei ausgeschaltetem Antrieb auf längeren Flügen ausgesetzt ist, machte er sich eingehend Gedanken und untermauerte seine Erkenntnisse mit Experimenten. Oberth gelangte zu der Überzeugung, dass Menschen diesen Zustand tagelang körperlich und seelisch ertragen können, ohne dabei seekrank oder ohnmächtig zu werden.

Auf der Suche nach dem geeigneten Antriebsmittel kam Oberth schließlich auf die Rakete, die zu militärischen Zwecken oder als Feuerwerkskörper schon seit Jahrhunderten genutzt wurde. Sie erfüllte alle Voraussetzungen für einen bemannten Weltraumflug. Um die mathematischen Beziehungen zur Berechnung von Raketenflügen entwickeln zu können, eignete er sich die in der Schule

nicht gelehrt Grundkenntnisse der Differential- und Integralrechnung selbst an. Im jugendlichen Alter von 14 Jahren hatte Oberth den Entwurf einer Rakete fertig gestellt, die für den Transport mehrerer Menschen konzipiert war. Wie bei Jules Vernes Mondkanone sollte Schießbaumwolle den Flugapparat antreiben. Aber seine Gleichungen zeigten ihm neue Schwierigkeiten auf. Sie machten deutlich, dass schon für geringe Nutzlasten immense Treibstoffmengen benötigt werden und dass die Ausströmgeschwindigkeit der Brenngase sehr hohe Werte annehmen muss. Da dies mit den bisher üblichen Festbrennstoffen nicht zu bewerkstelligen war, machte er sich auf die Suche nach geeigneten Brennstoffen. 1912 entwarf er eine Rakete, die mit flüssigem Wasserstoff und Sauerstoff angetrieben werden sollte und auf dem Mehrstufenprinzip aufbaute.



*Oberth mit einem Modell des Raketennotors „Kegeldüse“
Fotosammlung Hermann-
Oberth-Raumfahrtmuseum,
Feucht*

Es ist nur allzu verständlich, dass die Schäßburger das mathematische Genie, das als Einzelgänger oft linksch auftrat und sich in utopischen Sphären zu bewegen schien, mit ihrem herben Humor nicht verschonten. „Kitza“ – wie die Bergschüler ihn nannten – zog sich zurück und arbeitete weiter an seinem Raketenprojekt. 1913 nahm er in München das Studium der Medizin auf und entsprach damit dem Wunsch seines Vaters. Er nutzte die Gelegenheit, um nebenbei Vorlesungen über Kernphysik, Aerodynamik, Astronomie und Mathematik an der Technischen Hochschule zu hören. Dann brach der Krieg aus und Oberth wurde zum Kriegsdienst an die Ostfront geschickt. Anfang 1916 erlitt er eine Verletzung und wurde als Sanitätsfeldwebel an das Reservelazarett in Schäßburg versetzt, wo er bis zum Ende des Krieges blieb. Seine medizinischen Kenntnisse und der Zugang zu medizinischem Wissen veranlassten ihn, die Versuche zur Schwerelosigkeit fortzuführen. Dazu betäubte er seine Gleichgewichtsorgane mit Skopolamin und Atropin, mit Wirkstoffen, die auch heute noch in der Raummedizin verwendet werden. 1917 entstand der erste durchgerechnete Entwurf einer Rakete. Mit einer Kreiselanlage zur Stabilisierung des Fluges, einer elektrischen Steuerung und einigen weiteren Neuerungen, enthielt der Entwurf konstruktive Details, die später ihren Niederschlag in der Raketentechnik finden sollten.

1918 heiratete der „Mond-Oberth“ die Schäßburgerin Mathilde Hummel. Im Herbst des gleichen Jahres ging er nach Budapest, um das Studium der Medizin abzuschließen, doch die Spanische Grippe grassierte und befiel auch ihn. Krank kehrte er nach Schäßburg zurück und sein Vater kümmerte sich um seine Genesung. Statt jetzt das mehrfach unterbrochene Medizinstudium zu Ende zu führen, entschied sich Oberth, eine neue Richtung einzuschlagen. Anfang 1919 nahm er in Klausenburg das Studium der Physik auf und setzte es in München, Göttingen und Heidelberg fort. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, eine vollständige Raketentheorie zu entwickeln. Bereits nach einem Jahr stellte er den weltweit ersten Konstruktionsentwurf einer mehrstufigen Rakete mit flüssigem Treibstoff fertig und legte seine Arbeit mehreren Professoren vor. Aber kaum einer befasste sich ernsthaft mit dem ausgefallenen, futuristischen Thema. Oberth wurde wiederholt an andere Fakultäten verwiesen. Bei Ludwig Prandtl, einem bedeutenden Forscher auf dem Gebiet der Strömungslehre, hatte er endlich Erfolg. Prandtl machte ihn auf einige Fehler aufmerksam und gab ihm den Ratschlag, sich durch nichts entmutigen zu lassen. Darauf überarbeitete er sein Manuskript gründlich und reichte es Ende 1921 an der Heidelberger Universität als Dissertation ein. Doch seine Arbeit sprengte mit ihren disziplinübergreifenden Forschungsinhalten die Grenzen der universitären Fachbereiche. Sie wurde zwar anerkennend gelobt, es fand sich aber kein Lehrstuhl,

der bereit gewesen wäre, Oberths Werk als Dissertation anzunehmen. Darauf versuchte er die Arbeit als Buch zu veröffentlichen. Trotz bester Empfehlungen achteten die Verlage „auf ihren guten Ruf“ und lehnten die Publikation ab. Tief enttäuscht reiste er zurück nach Schäßburg. Im Herbst 1922 übernahm schließlich der Münchner Oldenbourg Verlag den Druck des Buches. Allerdings musste der mittellose Student und Familienvater Oberth die Druckkosten selbst tragen. Im Juni 1923 erschien das Werk unter dem Titel „Die Rakete zu den Planetenräumen“. Etwa zur gleichen Zeit reichte er an der Universität Klausenburg Teile seiner abgelehnten Dissertation als Diplomarbeit ein und schloss das Physikstudium mit dem Diplom eines „Professor sec.“ (profesor secundar) ab. Bereits vor dem Studienabschluss hatte er den Mathematik- und Physikunterricht aufgenommen, zunächst an der Lehrerinnenbildungsanstalt und später an der Bergschule. Dass sich Oberth durch penetrante Fragen seiner Schüler vom Physikunterricht ablenken ließ und statt des Lehrstoffes viel lieber anschauliche Vorträge über interplanetare Flüge und das Mondprojekt hielt, weiß ich aus den Erzählungen meiner Mutter, die ihn als Schülerin an der Bergschule miterleben durfte. Sie konnte sich noch nach Jahrzehnten an Details seiner Vorträge erinnern und mit Begeisterung davon berichten. Nach unserer Ausreise in die Bundesrepublik Mitte der 1960er Jahre kam es zwischen dem Professor und seiner ehemaligen Schülerin zum herzlichen Wiedersehen und ich hatte Gelegenheit, den Mann, von dessen faszinierenden Visionen ich so viel gehört hatte, kennenzulernen.

Oberths Buch löste eine weltweite wissenschaftliche Diskussion aus und läutete den Beginn des Raumzeitalters ein. Neben glühenden



Zur Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Technische Universität Berlin 1963 gratulieren Wernher von Braun, der Regierende Bürgermeister Willy Brandt und der Begründer des Raumfahrtlehrstuhls der TU, Eugen Sänger. Fotosammlung Erhard Barth, Travemünde



Zum 90. Geburtstag eingerahmt von den Ehepaaren Dr. Erna und Josef Roth-Oberth (li), Helene und Dr. Staats (re), sowie den vier Kosmo-/Astronauten Dumitru Dorin Prunariu, Rumänien, Bertalan Farkas, Ungarn, Ulf Mehrbold, Bundesrepublik, Sigmund Jähn, DDR
Fotosammlung Erhard Barth, Travemünde

Befürwortern seiner Vorschläge rief es auch entschiedene Gegner auf den Plan. Oberth hatte in seinem Buch nicht nur technische Aspekte der Konstruktion von Raketen beschrieben, er war auch auf wirtschaftliche und philosophische Fragen der Raumfahrt eingegangen. Darüber hinaus hatte er Schutzmaßnahmen vor kosmischer Strahlung sowie die künstliche Erzeugung von Schwerkräften zur Überwindung der Schwerelosigkeit vorgeschlagen und eine Zentrifuge für das Training der Raumfahrer entworfen. Jetzt mussten Versuche durchgeführt werden, um die Realisierbarkeit seiner Voraussagen unter Beweis zu stellen. Dazu fehlte aber das Geld. Schließlich zeigte sich ein Bankier bereit, die Entwicklungsarbeiten zu finanzieren und lud Oberth nach Würzburg ein. Der Finanzier machte seine Unterstützung von einem Gutachten abhängig und beauftragte damit namhafte Professoren der Technischen Hochschule Berlin. Aber auch die Berliner Professoren taten sich mit Oberths Arbeit schwer. Das Gutachten fiel negativ aus. Es bestätigte zwar die Richtigkeit der mathematischen Ableitungen, begründete aber die Ablehnung mit dem Argument, dass falsche Voraussetzungen vorlägen, ohne diese zu benennen. Inzwischen war Oberths Stelle an der Bergschule besetzt worden und er stand mit Frau und drei Kindern ohne Anstellung da. Als ihm die Stelle des Mathematik- und Physiklehrers am Stephan-Ludwig-Roth Gymnasium in Mediasch angetragen wurde, griff er schnell zu und zog 1925 mit der Familie an den Ort seiner neuen Wirkungsstätte.

In Mediasch fand er günstigere Bedingungen für seine Versuche vor. Es gelang ihm die Ausströmgeschwindigkeit der Brenngase flüssiger Treibstoffe zu messen. Die ermittelten Werte von 3,4 bis 4,2 km/s wurden in Fachkreisen angezweifelt, erwiesen sich aber als richtig. Daneben arbeitete er an einem neuen Buch, das 1929 unter dem Titel „Wege zur Raumschiffahrt“ im Oldenbourg Verlag erschien. Das Buch war sehr schnell vergriffen und Oberth verdiente damit sogar Geld. Im gleichen Jahr rief ihn der Regisseur Fritz Lang als wissenschaftlichen Berater für seinen Film „Frau im Mond“ nach Berlin. In den UFA-Werkstätten von Babelsberg gestaltete er die raumtechnischen Einrichtungen für den Film weitgehend nach seinen Vorstellungen. Während der Dreharbeiten kam die Idee auf, zur Premiere des Filmes am 15. Oktober 1929 eine richtige Rakete in den Himmel steigen zu lassen. Obwohl für dieses Vorhaben nur 3 Monate zur Verfügung standen, sagte Oberth zu, weil er damit die Möglichkeit für Versuche bekam, für die bis dahin kein Geld zur Verfügung gestanden hatte. In einer breit angelegten Werbekampagne wurde die Öffentlichkeit über alle Geburtswehen der im Bau befindlichen Rakete auf dem Laufenden gehalten. Professor Oberth war in aller

Munde, aber der Film kam in die Kinos, ohne dass die Rakete gestartet wäre. Immerhin war mit der Brennkammer, die Oberth unter der Bezeichnung „Kegeldüse“ einführte, ein einwandfrei funktionierender Raketenmotor entstanden. Im Juli 1930 absolvierte der Motor auf dem Prüfstand in Berlin-Reinickendorf einen Probelauf über 51 Sekunden. Der Probelauf muss für den angehenden Studenten Wernher von Braun, der als Helfer anwesend war, ein Schlüsselerlebnis gewesen sein, das seinen Lebensweg in hohem Maße beeinflusst haben dürfte. Zum Schulbeginn kehrte Oberth als Gymnasiallehrer und Leiter des Werkunterrichts nach Mediasch zurück. Dort stand ihm für seine Arbeiten bald auch die Werkstatt der Fliegerschule zur Verfügung. Als Einzelkämpfer setzte er die Versuche fort und startete 1935 seine erste Versuchsrakete mit flüssigem Treibstoff.

In Deutschland nahm ab 1932 das Militär die Entwicklungsarbeiten in die Hand und leitete eine systematische Erforschung der Raketentechnik ein. Oberth im fernen Mediasch war mittlerweile ein bekannter Mann geworden und konnte aus Gründen der Geheimhaltung nicht in diese Arbeiten eingebunden werden. Erschwerend kam seine rumänische Staatsbürgerschaft hinzu. Inzwischen interessierten sich Japaner für ihn und der sowjetische Geheimdienst versuchte ihn anzuwerben. Über eine vertragliche Bindung mit der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin brachte man ihn unauffällig unter Kontrolle. Der Vertrag eröffnete ihm 1938 eine gut dotierte Forschungsprofessur an die Technische Hochschule Wien, die ihm für die Fortsetzung seiner Versuche freie Hand ließ. Dann holte man ihn 1940 mit einem Entwicklungsauftrag für Treibstoffpumpen nach Dresden. Eine Rückkehr nach Rumänien war nicht mehr möglich. Hans Barth zitiert aus einem Brief Oberths, dass diese Beschäftigung „... nicht geschehen war, um mich in positiver Arbeit einzusetzen, sondern um von den Deutschen regelrecht kaltgestellt zu werden, damit ich nicht für das Ausland arbeiten könne ...“. Als er schließlich die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatte, versetzte man ihn im Juli 1941 unter dem Decknamen Fritz Hann ins militärische Forschungszentrum nach Peenemünde. Zu diesem Zeitpunkt waren dort die Raketen-Vorläufer A1, A2, A3 und A5 bereits entwickelt und das für die Serienfertigung vorgesehene „Aggregat 4“ (A4) – die spätere Vergeltungswaffe V2 – stand in der Erprobung. Das „Aggregat 4“ enthielt zahlreiche Konstruktionsdetails, die auf Oberths Veröffentlichungen zurückgingen. (Am 3. Oktober 1942 startete die A4 zu einem ersten erfolgreichen Flug über eine Entfernung von 200 km und erreichte dabei eine Höhe von 85 km.) In Peenemünde arbeitete Oberth unter Wernher von Braun an einer Untersuchung zu Raketenstufen, ehe er 1943 nach Reinsdorf bei Wittenberg zur Entwick-

lung einer Feststoffrakete für die Flugabwehr abkommandiert wurde. Inzwischen hatte die Familie das alte „Pfinzingschloss“ in Feucht bei Nürnberg erworben und sich dort häuslich niedergelassen.

Schwere Schicksalsschläge trafen das Ehepaar Oberth in den Kriegsjahren mit dem Verlust zweier ihrer vier Kinder. Sohn Julius kehrte von der Ostfront nicht mehr zurück und Tochter Ilse starb bei einer Explosion in einem Chemielabor. Kurz nach Kriegsende geriet Oberth in amerikanische Gefangenschaft, wurde aber schon nach zwei Monaten entlassen. Seine Bewerbungen für das Lehramt wurden negativ beschieden. Deutschland lag in Trümmern und an eine Anstellung war nicht zu denken. In Feucht bebaute er seinen Garten und gründete mit anderen Wissenschaftlern ohne Einkommen ein Beratungsinstitut. In diesen schweren Zeiten meldete sich Wernher von Braun aus dem fernen Texas und schickte Lebensmittelpakete. 1948 ging Oberth als Berater in die Schweiz und zwei Jahre später nach Italien, wo er für die Marine arbeitete. 1953 kehrte er nach Feucht zurück. Wie in den Jahren davor nahm er an Astronautikkongressen teil, hielt Vorträge, veröffentlichte Fachaufsätze und schrieb das Buch „Menschen im Weltraum“. Hatte er sich früher schon Gedanken über gigantische Weltraumspiegel zur Schaffung von Lebensraum und zur Wetter- und Klimasteuerung gemacht, so beschäftigte er sich jetzt mit Projekten zur Nutzung der Sonnenenergie. Inzwischen bemühte sich von Braun, die Hürden der amerikanischen Bürokratie zu überwinden, um Oberth nach Amerika zu holen. Er brauchte ihn als Erfinder, als Theoretiker und zur Lösung mathematisch-physikalischer Probleme. Mitte 1955 war es endlich soweit. Im Raumfahrtzentrum Huntsville / Alabama beschäftigte er Oberth in einem eigens für ihn geschaffenen Fachbereich mit der Untersuchung von Entwicklungstendenzen in der Raketentechnik. Oberth konnte 1958 den Start des ersten amerikanischen Satelliten „Explorer 1“ aus nächster Nähe miterleben.

Ende 1958 kehrte er nach Feucht zurück, um sich seinen wissenschaftlichen Studien widmen zu können, vor allem aber, um seine Pensionsansprüche nicht zu verlieren. Auch im Ruhestand riss sein Arbeits-eifer nicht ab. Er wandte sich immer mehr philosophischen Fragen zu, hielt Vorträge und veröffentlichte eine Reihe von Aufsätzen. Im „Pfinzingschloss“ richtete er das Hermann-Oberth-Museum ein, dessen Türen interessierten Besuchern auch heute offenstehen. Am 16. Juli 1969 – vor 50 Jahren – war es ihm vergönnt, im Kennedy Space Center als Ehrengast dem Start der „Saturn V“-Rakete mit dem „Apollo 11“ Raumschiff beizuwohnen, in dem Neil Armstrong, Edwin Aldrin und Michael Collins zur ersten Mondlandung aufbrachen. Seiner Heimatstadt Schäßburg statete er nach 34 Jahren Abwesenheit zur Feier seines 60-jährigen Maturajubiläums im Juni 1972 einen Besuch ab. Stadt und Bergschule bereiteten ihm einen begeisterten Empfang. In der Aula sprach er vor dem Lehrerkollegium und den Schülern über seinen Beitrag zur Raumfahrt. Die Universität Klausenburg nahm seine An-

wesenheit in Rumänien zum Anlass, ihm die Ehrendoktorwürde zu verleihen.

Oberth hatte – bei all den Schwierigkeiten, mit seinen zukunftsweisenden Ideen und Arbeiten durchzudringen – das seltene Glück, die Realisierung seiner Voraussagen erleben zu dürfen. Um nur einige zu nennen: unbemannte und bemannte Satellitenflüge in Erdumlaufbahnen, Landung von Menschen auf dem Mond, Landung von Raumsonden auf Mars und Venus, Raumstationen, wiederverwendbare Raumfähren. Er war der Wissenschaftler und Forscher, der am liebsten in Abgeschiedenheit den Sachen auf den Grund ging. Wernher von Braun, der immer betont hat Oberth sei sein „Mentor und Lehrer“ gewesen, brachte ganz andere Talente mit. In einem Interview mit Hans Barth hat sich Oberth zu von Braun geäußert und ihn treffend als „neuen Typ in der Technologie“ bezeichnet, der es verstand „Menschen zu gewinnen und zu überzeugen“. Er habe von Braun als Berater gedient, „da ich ihm als Mathematiker, Physiker und Erfinder überlegen war. Dafür war ich ihm gegenüber im Management ein Waisenkind... Er war ein ausgezeichnete Organisator“.

Oberth ist als erster die analytische Erfassung der mathematisch-physikalischen Zusammenhänge für eine Raketentheorie gelungen. Aber er lieferte auch eine ganze Reihe konstruktiver Details, die er mit handwerklichem Geschick in Versuchen erprobt hatte. Nicht zu vergessen seine vielen Vorschläge für Nutzanwendungen der Raketentechnik, bei denen immer die Zukunft der Menschheit auf einer in ihren Ressourcen und ihrer Lebensdauer begrenzten Erde im Vordergrund stand. Erwähnt seien hier nur die Vorschläge zu Windkraftwerken, die Luftströme in 10 km Höhe zur Energiegewinnung nutzen, und zu Solarkraftwerken im erdnahen Weltraum, die rund um die Uhr Strom liefern. Und das in einer Zeit, in der niemand an die heute so brennenden Fragen des Klimawandels und der Abkehr von fossilen Brennstoffen dachte. Dass namhafte deutsche Professoren den Mittelschullehrer aus dem fernen Siebenbürgen nicht ernst nahmen oder gar bekämpften, bleibt nicht nur ein trauriges Kapitel der Raumfahrtgeschichte, es ist auch ein Beleg dafür, dass Oberth seiner Zeit weit voraus war. An der Entwicklung von Angriffswaffen hat er nie gearbeitet und stand deswegen auch nicht auf der Liste der Wissenschaftler und Fachleute, die nach dem Krieg von den Amerikanern (oder den Russen) in ihre militärischen Forschungszentren verbracht wurden. So fand Wernher von Braun mit seinem gesamten V2-Team 1945 in Fort Bliss / Texas eine neue Heimat und die V2 wurde zur Basis der amerikanischen Raumfahrtentwicklungen. Hoch geehrt und vielfach ausgezeichnet starb Hermann Oberth 95-jährig am 28. Dezember 1989 in Feucht. Den Fall der Mauer und den Sturz des Ceausescu-Regimes hat er noch bewusst erlebt.

Lars Fabritius, Mannheim



Am 28. Mai 1994 wurde in Schäßburg nicht nur die hier abgebildete Oberth-Büste von Wilhelm Fabini auf der oberen Marktzeile enthüllt sondern auch die Oberth-Stube im Stadtmuseum eröffnet
Fotosammlung Stadtmuseum, Schäßburg

Schäßburg im November 1919 – Zentrum sächsischer Politik

Große Aufregung in Schäßburg im November 1919. Die ersten Wahlen zu einem neuen Parlament in Bukarest standen an, das die neue Verfassung Großrumäniens ausarbeiten sollte. Aber für die Sachsen gab es etwas noch Aufregenderes: Der erste „Sachsentag“ seit 1896 sollte in Schäßburg zusammenkommen. Die Sachsentage waren seit der Auflösung der Nationsuniversität 1876 Zusammenkünfte aller politischen Repräsentanten des Volkes, die über grundlegende Fragen berieten und ein „Volksprogramm“ beschließen sollten. Die Volksprogramme dienten als verbindliche Leitlinien für die Gestaltung des politischen Lebens und handelten von allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens einschließlich Wirtschaft, Soziales, Kirche, Schule etc. Warum war es nun nötig geworden, einen neuen Sachsentag einzuberufen?

Das ganze Jahr 1919 war schon sehr bewegt gewesen, in den ersten Tagen des Jahres war die sächsische Anschlussklärung an das entstehende Großrumänien vorbereitet und am 8. Januar in Mediasch beschlossen worden. Und das ganze Jahr über war man seitens der sächsischen Führung bestrebt, in den Verhandlungen mit dem Rumänischen Regierungsrat für Siebenbürgen so viele der Zusagen der Karlsburger Beschlüsse vom 1. Dezember 1918 wie nur möglich zu konkretisieren und zugesichert zu bekommen. Im Zusammenhang mit der Anschlussklärung war nämlich ein Memorandum mit den sächsischen Forderungen übergeben worden, und die waren durchaus ehrgeizig – sie fußten auf den Karlsburger Beschlüssen und auf den Zusagen der führenden Rumänen aus den Wochen vor der Anschlussklärung. Darin ging es um Fragen der Selbstverwaltung und der Selbstbesteuerung, um die Autonomie von Kirche und Schule, um das Nationalvermögen, um Handel und Wirtschaft, um die Sozialfürsorge, um das Agrarwesen, um sächsische Offiziere und noch etliche Einzelfragen. Doch in dem Maße, in dem sich die Macht- und Einflusslosigkeit der Siebenbürger Rumänen gegenüber Bukarest offenbarte, in dem Maße zog auch bei den zunächst durchaus optimistischen Sachsen Ernüchterung ein. Der größte Teil der Ende 1918 von rumänischer Seite genährten Hoffnungen auf Wiederherstellung einer weitgehend autonomen sächsischen Gesellschaft mit eigenen Strukturen in allen Bereichen stellte sich als Makulatur heraus.

Doch im Herbst 1919 war unter den sächsischen Politikern die Hoffnung auf gute Rahmenbedingungen im neuen rumänischen Staatsverband keinesfalls geschwunden. Die Wahlen zur Konstituante standen an und man hatte gute Aussichten, eine ansehnliche Zahl Vertreter in die beiden Häuser des Parlaments zu entsenden. Und

auch in Bukarest knisterte es, die etablierten Altreich-Parteien konnten sich mit den Alliierten nicht auf einen Friedensvertrag einigen, es bestand also Aussicht, dass ein Wandel in Bukarest auch für die sächsischen Anliegen einen Wandel zum Besseren bedeuten könnte. In dieser politisch durchaus aufgewühlten Situation – im Frühjahr und Sommer gab es noch den rumänisch-ungarischen Krieg, bei dem die Budapester Räterepublik niedergedrungen wurde, und zwar unter Beteiligung auch vieler sächsischer Offiziere und Soldaten – in dieser Situation bereitete man sich intensiv auf die Parlaments-

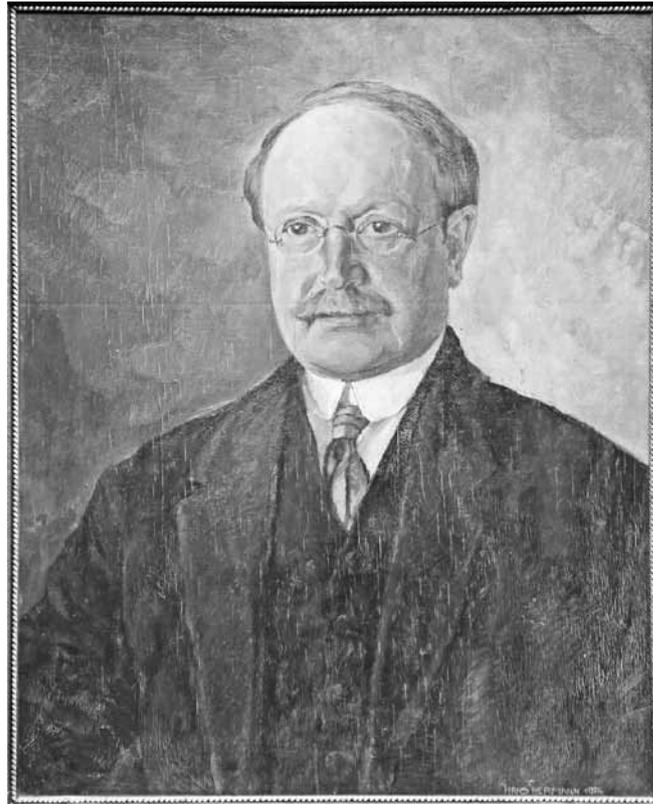
wahlen vor. Eine sächsische Besonderheit, die diese Gruppe nicht nur von den anderen Deutschen des neuen Staates, sondern auch von allen anderen Gruppen unterschied, war die nahezu perfekte Organisation und Durchstrukturierung in allen Bereichen. So wurden rechtzeitig in allen Kreisen genügend Kandidaten durch die Kreisausschüsse aufgestellt, es folgten Wahlveranstaltungen, bei denen die nun erstmals zahlreichere sächsische Wählerschaft auf die eigene Liste eingeschworen werden sollte – es galt nämlich zum ersten Mal das allgemeine Wahlrecht für Männer ab 21 Jahren (bis dahin gab es ein an Einkommen und Bildung ausgerichtetes Zensuswahlrecht). Gleichzeitig mit den Wahlvorbereitungen wurde auch der nächste Sachsentag geplant – bei der Einrichtung des Deutsch-sächsischen Nationalrats für Siebenbürgen während des Umbruchs Ende 1918 war nämlich festgelegt worden, dass letzterer nur die Zeit bis zu den nächsten regulären Wahlen überbrücken sollte, und daran hielt man sich. Vor allem war es dem Nationalrat wichtig, den nun neu zu wählenden Parlamentariern im „Volksprogramm“ eine zeitgemäße Handlungsanleitung für ihr Wirken in Bukarest

an die Hand zu geben. Es sollte der vierte Sachsentag werden, und er sollte eigentlich nach den Wahlen und vor der Konstituierung des Parlaments stattfinden, weil man dann schon die eigenen Abgeordneten und Senatoren hätte benennen können. Aber der Wahltermin wurde immer weiter hinausgeschoben und so fügte es sich, dass der Sachsentag am 6. November 1919, einem Donnerstag, stattfand – direkt nach den Wahlen in die Kammer vom 3. bis 5. November und vor den Wahlen in den Senat am 7. und 8. November. Eine für alle aufregende Woche, denn die Teilnehmer am Sachsentag mussten ja auch selbst in ihren jeweiligen Wahlkreisen wählen gehen.

Jede sächsische Gemeinde konnte einen Delegierten mit Stimmrecht entsenden, bei mehr als 500 sächsischen Einwohnern erfolgte eine Staffelfung. Teilnahmeberechtigt mit beratender Stimme waren alle dem Wahlgesetz nach wahlberechtigten Männer und überdies je Kreisausschuss zehn gewählte Frauen – das Frauenwahlrecht war in Rumänien noch nicht eingeführt, doch an vielen Stellen griffen die sächsischen Einrichtungen diesem vor und bezogen die Frauen mit



ein. Ferner sollten die gewählten Abgeordneten und Senatoren Stimmrecht haben, doch waren diese ja noch gar nicht verbindlich gewählt, sowie der Generalsekretär des Nationalrats bzw. des Vollzugausschusses – ein Schäßburger übrigens, der damals noch jung und seit einem Jahr im Amt befindliche Jurist Dr. Hans Otto Roth. Vor der Zusammenkunft des Sachsentags trafen sich am Vortag in Schäßburg noch zwei andere Gremien: Zunächst hielt der Deutsch-sächsische Nationalrat für Siebenbürgen als der in der Übergangszeit alle politischen Geschäfte führende Ausschuss seine letzte Sitzung ab, um anschließend gegenüber dem Sächsischen Zentralausschuss (in dem alle Wahlkreise und eigentlich die gewählten Abgeordneten vertreten waren) Rechenschaft abzulegen. Hier wurde nun der Nationalrat für aufgelöst erklärt, denn am Folgetag, im Rahmen des Sachsentags, sollten ja die Statuten für eine neue Volksorganisation beschlossen werden. In diesen letzten Beratungen wurde nach intensiver Debatte unter anderem beschlossen, das mit dem Rumänischen Regierungsrat für Siebenbürgen über die sächsischen Forderungen während der vergangenen Monate erzielte Protokoll beim Sachsentag nicht zu verlesen – zu ernüchternd war wohl das Ergebnis des politischen Bemühens seit Januar.



Adolf Schullerus, Präsident des sächsischen Zentralausschusses, Gemälde von Hans Hermann, als Foto aus der Sammlung von Konrad Klein, Gauting

Über 1000 Personen sollen am Sachsentag am 6. November teilgenommen haben. Adolf Schullerus, von Beruf Hermannstädter Stadtpfarrer, im Ehrenamt vielseitig tätiger Wissenschaftler und seit Herbst 1918 auch Präsident des Sächsischen Zentralausschusses, eröffnete die Versammlung und begrüßte die Teilnehmer. Danach stellte Hans Otto Roth als Generalsekretär den Entwurf des Volksprogramms vor und begründete die einzelnen Punkte. In der folgenden Aussprache hatten Vertreter aller Positionen Gelegenheit, sich frei zu äußern, und machten davon intensiv Gebrauch – bis hin zu den in sächsischen Kreisen recht wenigen Sozialdemokraten, die sich aber auch voll und ganz in den großen Kontext einfügten. Dabei kam durchaus Kritik am Vorgehen der sächsischen Vertreter während des vergangenen Jahres zum Ausdruck, allerdings nicht am Ergebnis ihrer Bestrebungen. Und lebhaft wurde die Diskussion auch, als es um die Einbeziehung von Frauen in die politische Arbeit ging – auf kirchlicher Ebene hatten sie gerade ein eingeschränktes Wahlrecht erhalten, auf staatlicher stand dies noch aus, der „Verband der Deutschen in Großrumänien“ aber hatte die Forderung gerade in sein Wahlprogramm mit aufgenommen. Nachdem die engagierte Diskussionsfreude gestillt war, wurde über den Entwurf zum Volksprogramm abgestimmt. Er wurde mit nur wenigen Anpassungen angenommen. Adolf Schullerus erklärte es daraufhin etwas pathetisch zum „bindenden Gesetz für das sächsische Volk“. Während der gesamten Versammlung stenografierte der zweite Sekretär des Nationalrats mit: Fritz Klein, damals

noch blutjung und nach dem Kriegseinsatz mit seinen Studien in Jus und Nationalökonomie noch nicht fertig – später wurde er Journalist und u. a. Chefredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin. Dank seiner genauen Aufzeichnungen kennen wir alle Wortmeldungen, sie wurden als Heft gedruckt und sein Original hat sich im Archiv des Siebenbürgen-Instituts erhalten.

Das beschlossene Volksprogramm sah nun wie folgt aus. Eingangs wurden der am 8. Januar 1919 in Mediasch beschlossene sächsische Anschluss an Großrumänien sowie der im Laufe des Jahres erfolgte Zusammenschluss aller deutschen Gruppen des Landes zum Verband der Deutschen in Großrumänien in ihrer Gültigkeit bekräftigt. Dann folgte unter den Punkten 1 bis 16 das Wahlprogramm des Verbands für die Parlamentswahlen, in denen grundsätzliche Feststellungen zur Gesamtheit der Deutschen des Landes sowie deren Forderungen formuliert wurden. So wurde ein

Staatsgrundgesetz gefordert, das den Deutschen Rumäniens das Recht sichert, sich „politisch als einheitliche Nation frei zu organisieren“, es folgten die Fragen der Selbstbesteuerung, der Schul- und Bildungsautonomie, der Einführung des allgemeinen Wahlrechts und eines nationalen Katasters, der Abgrenzung der Verwaltungsgebiete, des uneingeschränkten Gebrauchs der Muttersprache in allen Situationen bis hin zu Justiz und Militär, sodann die Frage der Kirchenautonomie. Es folgten Wirtschaftsfragen, Sozialgesetzgebung, Beibehaltung der bestehenden Rechtsordnung, Versammlungsfreiheit und Freizügigkeit jeder Art, Gebrauch der deutschen Ortsnamen. Die abschließende Bestimmung des Wahlprogramms sollte es den deutschen Abgeordneten nur dann erlauben, mit anderen Parteien Rumäniens zusammenzuarbeiten, wenn diese auf dem Boden der Karlsburger Beschlüsse stünden. Das Wahlprogramm und somit der erste Teil des Volksprogramms war eine prägnante Zusammenfassung der die nationalen Minderheiten betreffenden Aussagen der Karlsburger Beschlüsse und der damit verbundenen rumänischen Zusagen. Die sächsischen Abgeordneten beider Kammern wurden auf die uneingeschränkte Verfolgung dieser Ziele festgelegt.

Von Absatz 18 bis 32 schlossen sich die Richtlinien zur künftigen politischen Organisation der Sachsen an. Diese sollte ab dem 1. Januar 1920 ins Leben treten und den Namen „Deutsch-sächsischer Volksrat für Siebenbürgen“ tragen (in den Übergangswochen führte der Zentralausschuss die Geschäfte). In den Volksrat entsandten die Kreisausschüsse nach einem festgelegten Schlüssel Vertreter, hinzu kamen die gewählten Abgeordneten und der Hauptanwalt (vormals Generalsekretär) als Mitglieder von Amtswegen. Bis zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts sollten Frauen mit beratender Stimme teilnehmen. Zu den Aufgaben des Volksrates, den man als eine Art Parteivorstand der deutschen Wählerschaft Siebenbürgens verstehen kann, gehörte die Stellungnahme zu politischen Vorgängen je-

der Art, die Aufrechterhaltung der Organisationsstrukturen (die je nach Region innerhalb Siebenbürgens sehr unterschiedlich funktionierten), Einsetzung eines Vollzugsausschusses (geschäftsführender Vorstand), eines Hauptanwalts, und Einberufung des Sachsentages. Entscheidend aber war die enge Kooperation des Volksrats mit den gewählten Abgeordneten und die gemeinsame Umsetzung politischer Ziele. Im Volksprogramm folgen weitere Einzelheiten zum Aufbau der Kreisausschüsse und der Ortsausschüsse, zur Einrichtung eines Vollzugsausschusses, zur Beschickung des Sachsentags – und zur Erhebung einer „Volkssteuer“, um die ganze Struktur zu finanzieren.

Damit fand die Übergangszeit zwischen der zusammenbrechenden Donaumonarchie und dem nun neu strukturierten Großrumänien seinen wohlorganisierten Abschluss. Alle mussten nach Hause eilen, um ihre Stimme für die Wahlen zum Senat abzugeben. Die Wahlkreise waren im Vorfeld zwischen dem sächsischen Nationalrat und dem Rumänischen Regierungsrat abgesteckt worden, so dass die über Direktmandate zu wählenden sächsischen Kandidaten mit einem guten Ergebnis rechnen konnten. Es wurden dann im November 1919 auch so viele sächsische Parlamentarier gewählt, wie niemals später, nämlich acht Abgeordnete für die Kammer und fünf für den Senat allerdings war auch die Konstituante so groß wie kein späteres Buka-

rester Parlament (568 und 236 Mitglieder). Das politische Leben blieb spannend, denn die nationalliberale Brătianu-Regierung, die seit 1914 amtierte, hatte im September 1919 demissioniert, u.a. weil sie sich weigerte, den Friedensvertrag einschließlich des Minderheitenschutzvertrags zu unterzeichnen. Dies tat erst eine Regierung unter dem Siebenbürger Rumänen Vaida-Voevod, nachdem diese mit der Konstituierung des neuen Parlaments ab 1. Dezember 1919 im Amt war. Der Minderheitenschutzvertrag sah unter anderem vor, „dass den Gemeinschaften der Szekler und Sachsen in Siebenbürgen unter der Kontrolle des rumänischen Staates im Religions- und Schulwesen die örtliche Autonomie“ zu gewähren sei. Ganz unabhängig davon, inwieweit diese oder andere deutsche Forderungen in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten umgesetzt wurden, so war diese Erwähnung doch etwas Außergewöhnliches, da es die einzige Nennung kollektiver Minderheitenrechte in allen, sonst ausschließlich individualrechtlich ausgerichteten Minderheitenschutzverträgen der Jahre 1919/20 waren. Dies kann sehr wahrscheinlich als eine Folge der allgemein positiv eingeschätzten sächsischen Anschlussklärung gesehen werden. Das in Schäßburg verabschiedete „Volksprogramm“ hatte bis zum Herbst 1933 Bestand, als sich die „Erneuerer“ beim fünften Sachsentag in Hermannstadt durchsetzten und mit neuen Positionen die Abwendung von der überkommenen und stets auf Ausgleich bedachten sächsischen Politik einleiteten.

Harald Roth, Potsdam

100 Jahre seit dem Ende des Ersten Weltkrieges

1918 Ende der Kampfhandlungen,
1919 die Friedensverhandlungen

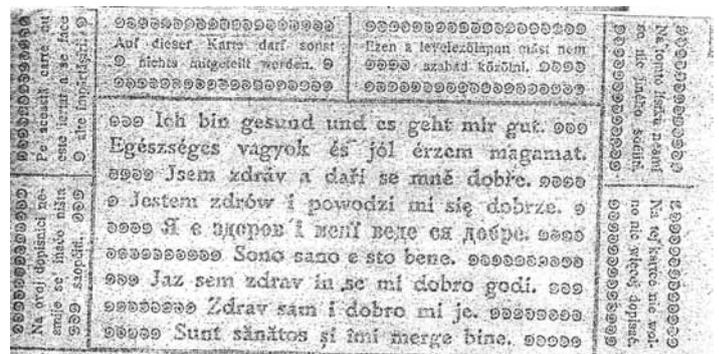
Der Erste Weltkrieg war als Folge der Ermordung am 28. Juni 1914 des Österreichisch-Ungarischen Thronfolgerpaares ausgebrochen.

Die hier wiedergegebene Feldpostkarte eines Soldaten der Österreichisch-Ungarischen Armee an seinen Freund, ebenfalls Soldat, dem Schäßburger Karl Kernetzky, widerspiegelt die Atmosphäre in dem zu Ende gehenden Krieg, während dessen die Soldaten, um nicht demoralisierend zu wirken, nur einen vorgeschriebenen Text senden durften. Dieser Text lautete: Ich bin gesund und es geht mir gut. Er

ist verfasst in den neun Sprachen der Völkerschaften der Monarchie, in folgender Anordnung: Deutsch, Ungarisch, Tschechisch, Polnisch, Serbisch, Italienisch, Bosnisch, Kroatisch, Rumänisch.

Durch den Zerfall der Monarchie nach Beendigung des Ersten Weltkrieges entstanden folgende unabhängige Staaten: Österreich, Ungarn, Jugoslawien, Tschechoslowakei; Oberschlesien und Galizien fielen an Polen, Südtirol an Italien und Siebenbürgen an Rumänien. Vermerk: Obiges Dokument befindet sich im Familienarchiv der Familien Dr. Karl und Josef Kernetzky, Deutschland, ehemals Schäßburg Pfarrerswiese

Julius Henning, Pforzheim





Aus den Briefen eines Lohgerbergesellen Samuel Friedrich Adleff (1843-1909) und seine Wanderungen quer durch Europa

Unzählige Lieder belegen die Wanderungen der Handwerker quer durch Europa und vermitteln etwas von der Offenheit und den gegebenen Möglichkeiten, ihre Kenntnisse zu erweitern, Neues zu lernen und Lebenserfahrung zu sammeln.

Das populäre und vielfach umgedichtete, bzw. parodierte Wanderlied „Es, es, es und es“, spannt sich wie ein Netz miteinander verbundener Ortschaften und Wanderwege über die Landschaft Mitteleuropas. Von jedem Aufenthaltspunkt aus musste man Abschied nehmen und sich auf den Weg zu einer anderen Handwerksstätte aufmachen. Das war oft ein harter Schluss, wenn man sich irgendwo wohl gefühlt hatte, danach weiter zu wandern. Ob das nun Breslau oder die vielen kleineren Städtchen Schlesiens waren, oder Dresden, Leipzig, Hannover, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Orte in Württemberg, Baden, im elsässischen Colmar oder noch unzählige dazwischenliegende Orte der mittel- und westeuropäischen Landschaft, man wanderte meist in kleinen Gruppen oder zeitweise auch allein, um sein Glück anderswo zu suchen. Und immer hatte man auch Wanderlieder mit im Gepäck.

Abbildung: Liednoten

1. Es, es, es und es, es ist ein har-ter
weil, weil, weil und weil, weil ich aus Frank-furt

Schluß, muß, Drum schlag ich Frank-furt

aus dem Sinn und wen-de mich, Gott weiß, wo-hin. Ich

will mein Glück pro-bie-ren, mar-schie-ren.

So wanderten viele Handwerker aus Siebenbürgen über die Länder der Donaumonarchie hinaus, in weitere Länder Mittel- und Westeuropas. Aber auch in umgekehrter Richtung, in die südöstlichen Teile Mitteleuropas und wohl auch darüber hinaus, gab es seit dem Mittelalter Handwerkerwanderungen. Das Wandern war von einem Zeitpunkt an in vielen Zünften Pflicht und gehörte zur abgeschlossenen Ausbildung im jeweiligen Handwerk. Im Zuge der Wanderungen geschah es dann, dass nicht nur siebenbürgische Handwerker westwärts wanderten, sondern im Laufe der Jahrhunderte auch nach Siebenbürgen Handwerker aus anderen Gebieten Europas kamen und sich zum Teil auch dort niederließen, weil sie hier gute Arbeit und ein blühendes Zunftwesen vorfanden. Belege dafür gibt es zahlreiche in den Listen der verschiedenen Handwerkerzünfte (z. B. der Schusterzunft) und den Buchführungsbüchern der Handwerkermeister. Auch durch verschiedene ursprünglich böhmische, polnische, slowakische und andere Familiennamen, die

in Siebenbürgen anzutreffen sind oder waren, ist belegt, dass diese nicht allein durch Verwaltungsbeamte der k. und k. Monarchie, sondern auch durch die wandernden Handwerkergesellen ins Land kamen.

Das Wandern der Handwerker galt nicht nur dem Erwerb beruflicher Erfahrungen, sondern diente neben dem Erlernen und der Fortbildung im jeweiligen Handwerk auch der Allgemeinbildung, die mit dem Reisen und Wandern, dem Kennenlernen anderer Menschen und Kulturen einen wichtigen Platz im Leben der Handwerker einnahm. Die Reisen erfüllten diesen Zweck und bestätigten Goethes Ausspruch, dass der Mensch seine beste Bildung auf Reisen erhalte. So mag es auch bei Samuel Friedrich Adleff aus Schäßburg gewesen sein, der sich 21-jährig im Jahr 1864 auf die Wanderschaft begeben hatte, um seine Kenntnisse in der Lohgerberei zu vertiefen und im Ausland Neues zu lernen. Die Voraussetzungen für die Wanderschaft und den Erwerb neuer Kenntnisse, also einer fachlichen Weiterbildung, waren die entsprechende Lehrlingszeit und die darauffolgende Gesellenprüfung. Da sein Vater Georg Samuel Adleff (geb. 5.01.1817, gest. 29.12.1867) selbst Lohgerber – auch Rotgerber genannt – war, ist es sicher, dass Samuel Friedrich (geb. 1843) bei seinem Vater in die Lehre ging und von Kindesbeinen an mit dem Umfeld der Lohgerberarbeit und dem Werkstattleben in Berührung kam. Dass der Umgang mit Tierhäuten und ihrer Bearbeitung in der Familie Tradition hatte, belegen auch die Berufe seines Großvaters Samuel Adleff (1788-1856) und seines Urgroßvaters Samuel Adleff Senior (1763-1816), die beide Lederermeister waren. Lederer- und Gerberarbeiten waren sehr eng miteinander verknüpft.

Die Lohgerberei war eine spezialisierte Form der Gerberei, die meist Rinderhäute zu widerstandsfähigem, kräftigem Leder verarbeitete, das für die Herstellung von Schuhsohlen, Stiefeln, Ranzen, Sattelzeug, Taschen u.a. verarbeitet wurde. Da mit Hilfe von Eichenlohe gegerbtes Leder oft rot bis rot-braun war, nannte man die Lohgerber auch Rotgerber. Für die Behandlung des Leders wurde die sogenannte Lohe verwendet, die aus abgeschälter Gerbstoff haltiger Eichenrinde bestand und in den dafür bestimmten „Eichen-Schälwäldern“ geerntet wurde. Manchmal verwendete man auch Birke, Erle, Weide, Fichte und Tanne. Die Rinde wurde getrocknet, zerstampft oder in Lohmühlen zermahlen und dann in die mit Wasser vorbereiteten Lohgruben oder Fässer gefüllt, wobei der in der Rinde enthaltene Gerbstoff Tannin sich im Wasser löste. Je nach Stärke/Dicke des angestrebten Produkts wurde das Leder einmal, zweimal oder dreimal für bestimmte Zeit in die Gerbgruben gesenkt, d. h. gar gemacht. Die klassische Gerbung in Lohgruben konnte von einem halben bis zu drei Jahren dauern, wobei die behandelten Häute alle zwei bis vier Monate umgeschichtet werden mussten. Dadurch waren für eine Lohgerberei möglichst viele Gruben notwendig, um die regelmäßigen Abläufe der Gerberei aufrecht erhalten zu können. Für diese zielgerichteten Arbeitsvorgänge zur Erreichung einer guten Produktqualität waren detaillierte Kenntnisse und Erfahrung erforderlich, die erst im Laufe von Jahren erworben werden konnten. Die dünneren Häute für feine Buchbinderei mussten z. B. anders behandelt werden als jene für Satteltaschen und strapazierfähige Schuhsohlen.

Ausgerüstet mit den in der Werkstatt seines Vaters erworbenen Kenntnissen hatte sich Samuel Friedrich also im Frühjahr des Jahres

1864 auf den Weg gemacht. Ob er das allein tat oder in Gesellschaft mit anderen, kann man nur ahnen, da es für die erste Zeit, bzw. den ersten Abschnitt seiner Wanderung keine genauen Nachrichten gibt. Anhand von sieben Briefen, die er nach Hause schickte, kann die Wanderschaft im Großen nachgezeichnet werden, obwohl über manche Strecken zu wenige Informationen vorliegen.

Die Briefe waren an seine Eltern gerichtet, wobei es eigentlich um Vater Georg Samuel und die Adleff-Großeltern ging, die an seiner Erziehung maßgeblich beteiligt waren. Der Zusatz unter den meisten Schreiben „beigelegten Brief schickt meinen Eltern in die Baiergasse“, galt der Familie seiner Mutter, die nach kurzer Ehe mit Georg Samuel Adleff geschieden wurde und bald danach mit Wilhelm Abraham eine neue Familie begründete, aus der Samuel Adleff mehrere Halbgeschwister hatte. Zu dieser Familie bestand ein sehr herzliches Verhältnis, so dass sie immer auch in den Erhalt der Nachrichten von Samuels Wanderschaft einbezogen war.

Samuel Friedrich Adleff war sicherlich über Ungarn, Österreich nach Niederschlesien, damals zu Preußen gehörig, gelangt, wo er einem späteren Schreiben zufolge nur vier Wochen in Striegau (heute Strzegom, Polen), gearbeitet hat. Es war ein Handwerkerstädtchen, das zwischen 1742-1932 auch Vorort des gleichnamigen Landkreises war. Von hier ging es weiter zusammen mit Wolff, auch ein Schäßburger Handwerkergehilfe, den er in seinen Briefen erwähnt, nach Liegnitz (Legnica), Kreisstadt eines preußischen Landkreises, der von 1742-1945 bestand und heute zur polnischen Woiwodschaft Niederschlesien – Powiat Legnicki gehört. Hier standen sie beide „auch nur wenige Wochen in Arbeit“. Das nächste 69 km entfernte Ziel war die schlesische Gartenstadt Breslau, die er sich ansah, aber dann umkehrte und durch die Sächsische Schweiz nach Dresden wanderte, wo er sich drei Tage aufhielt, das Hoftheater besuchte, das Grüne Gewölbe und die Bildergalerie ansah, Ziele, die auch heute interessierte Touristen besuchen.

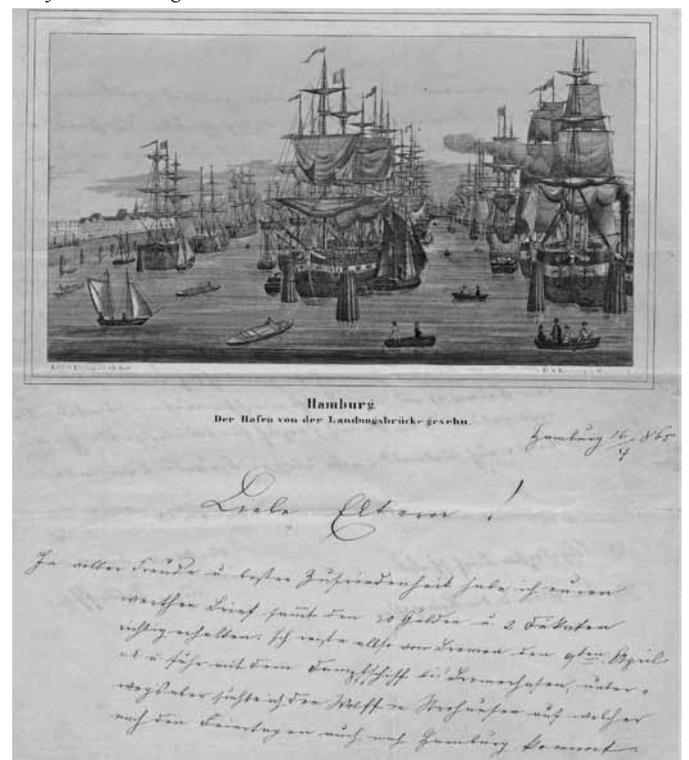
Mit dem Dampfschiff fuhr er dann auf der Elbe bis Meißen, durchquerte das Königreich Sachsen und kam über Altenburg, Gera in die südwestlich davon gelegene Kleinstadt Neustadt an der Orla. Diese gehörte zu Zeiten von Adleffs Wanderung zum Großherzogtum

Sachsen-Weimar-Eisenach. Hier fand er Arbeit bei einem Zurichter, dessen Arbeit darin besteht, das bereits gegerbte Leder durch Treten, Klopfen, Schmieren und Färben „zur Vollkommenheit zu bringen“ (P. J. Kasteleiyen, 1797). Bei dem könne er „zwar etwas lernen“, schrieb er nach Hause, „verdiente aber nur die Kost, denn es geht hier ein wenig anders zuwege, wie bei uns“. Er wolle danach trachten, eine Werkstelle zu bekommen, um mehr zu verdienen, wenn nicht, werde er weitergehen. Aus einem nächsten Brief, der bereits im März des darauffolgenden Jahres datiert ist, geht hervor, dass er wohl doch eine Werkstelle in Orla bekommen haben muss und eine Weile arbeiten konnte. Von dort gelangte er nach Hannover, wo sie allerdings „in letzter Zeit wegen strenger Kälte nicht arbeiten konnten“. „Die Kälte hielt den ganzen Februar an“, schrieb er nach Hause „so dass es mir zuviel wurde, länger spazieren zu gehen“. Diese Tatsache veranlasste ihn, sich am 20. Februar nach Bremen aufzumachen, wo er auch Arbeit fand. Die Plünkenstrasse, in der er gewohnt hat, gibt es nach Mitteilung von Gert Lingner auch heute noch. Nachdem in Bremen „mit der Gerberei nichts lief“, plante er „acht Tage vor Ostern von hier mit dem Dampfschiff über die Nordsee nach Hamburg zu fahren“, um die Feiertage dort zu verbringen und im Anschluss ins Holsteinische zu gelangen. Mit dem Schiff nach Hamburg zu reisen, hatte er sich nur gewünscht, „um auch zu wissen, wie es auf dem Meere zugeht“. Der Hamburger Hafen muss ihn besonders beeindruckt haben, da er für einen Brief an seine Eltern ein Briefpapier mit einer schönen und repräsentativen Abbildung von Segelschiffen ausgewählt hat. Schließlich aber reiste er von Bremen mit dem Schiff nach Bremerhaven, besuchte seinen zeitweilig mitreisenden Kumpel Wolff in Strobenhausen, ging dann nach Cuxhaven und weiter nach Stade, von wo er rascher nach Hamburg gelangen konnte. Ob er nach seinem Hamburger Aufenthalt tatsächlich ins Holsteinische wanderte, geht aus den Briefen nicht hervor, ist aber anzunehmen, da zwischen dem Brief aus Hamburg (16.04.1865) und dem nächsten aus Colmar (8.01.1866) mehr als acht Monate liegen. Sein Aufenthalt im Holstein'schen Gebiet, könnte aus eventuell im Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv vorhandenen Unterlagen für das Jahr 1865 zum Thema Handwerk und Zünfte ermittelt werden.

Brief aus Bremen



Brief aus Hamburg



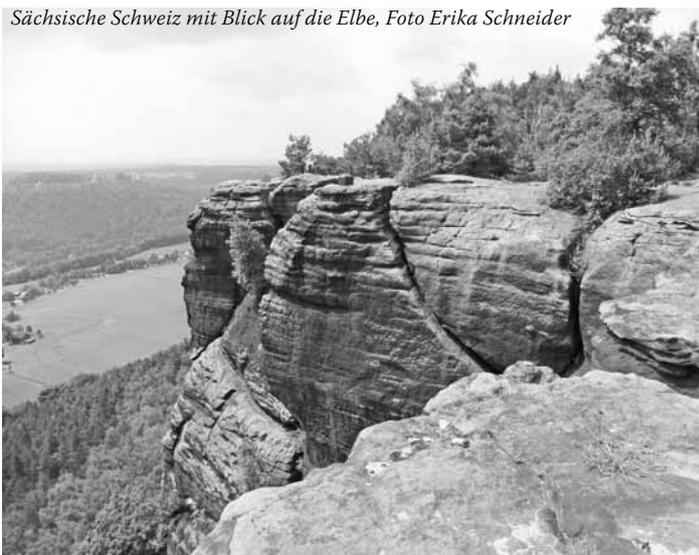
Das lange Wandern mit wenig Gepäck sowie die Gerberarbeit verbraucht auch Kleidung und Schuhwerk. So ist es nicht verwunderlich, dass Samuel Friedrich aus Hamburg an seine Eltern (Vater und Großeltern inbegriffen) einen Bittbrief um Unterstützung für den Kauf neuer Kleider und Schuhwerk bittet: „Auch bin ich mit meinen Kleidern so ziemlich abgerissen und möchte mir gegen die Ostern einen ordentlichen Rock und ein Paar Hosen kaufen, dann mit den Stiefeln bin ich auch ganz auf den Hund gekommen und meine Arbeitshemden sind dermaßen beschaffen, dass eine Katze zehn Mäuse darin fangen kann. Ferner möchte ich mir auch einen Reisekoffer kaufen, denn man kann sich nicht alles im Berliner mitschleppen und jeder ordentlicher Handwerksbursche hat auch einen Reisekoffer und trägt sich im Berliner bloß das Arbeitszeug mit. Also bitte ich Euch liebe Eltern, seid so gut und schickt mir Geld, dass ich mich wieder ordentlich herstellen kann...“

Bei den Handwerkern ist ein Berliner oder auch Charlottenburger oder liebevoll abgekürzt „Charlie“ genannt, ein großes, bunt bedrucktes Tuch der Größe von etwa 0,80 x 0,80 m, oder auch etwas größer, in das die Wandergesellen ihre Habe einwickelten. Um eine entsprechende Tragbarkeit zu sichern, ging durch die Mitte des Tuches, das mit Geschick zu einem Bündel geschnürt wurde, eine Wasserwaage oder der Steg einer Gestellsäge, an deren Ende Tragriemen befestigt wurden. In einem zusätzlichen Reisekoffer, für den Ankauf dessen er Geld von seinen Eltern erbeten hatte, ließ sich natürlich viel mehr als nur in einen „Berliner“ packen.

Auf welchen Wegen Samuel Adleff in den Süden Deutschlands gelangte, geht aus den vorhandenen Briefen nicht hervor. Da er in seinem Brief aus Colmar den Ort Emmendingen (am Kaiserstuhl) erwähnt, wird deutlich, dass er sich auch in Südbaden aufgehalten hat. In diesem Fall überquerte er wohl den Rhein bei Breisach, um sein angestrebtes Ziel Colmar im Elsass zu erreichen. Dort wollte er außer den bisher praktizierten Blanklederarbeiten zusätzliche Arbeitsmethoden auf Wichsfellen wie „das Blanchieren und verschiedene Fasonen nach französischer Methode“ lernen.

Ist man so weit gereist, so will man die Gelegenheit nutzen, auch neue Orte kennenzulernen, die man vielleicht nur einmal in seinem Leben

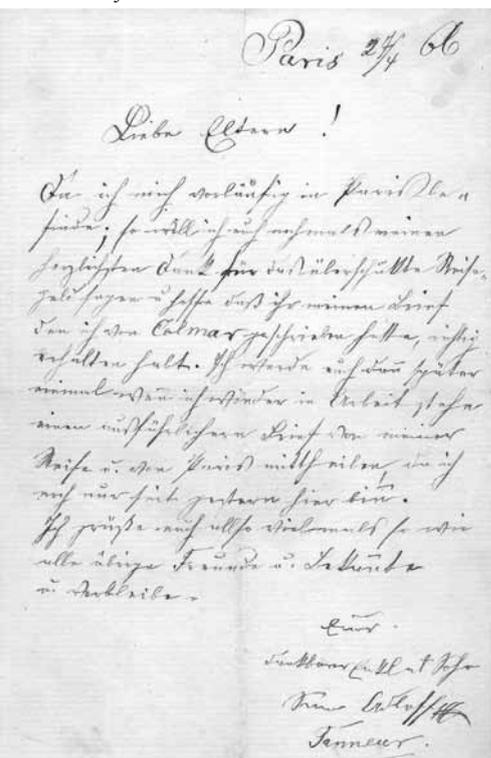
Sächsische Schweiz mit Blick auf die Elbe, Foto Erika Schneider



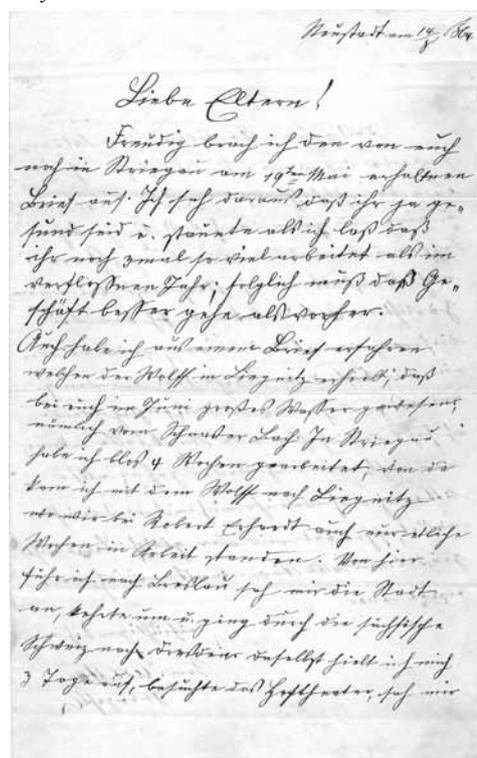
Gerbergasse Rue des Tanneurs in Kolmar (heute), Foto Erika Schneider



Brief aus Paris



Brief aus Neustadt an der Orla



Grabstätte der Familie Abraham, Regina Abraham geb. Schöffler



besuchen kann. So schrieb er an seine Eltern: „Mein Plan wäre, da ich noch nur 50 Meilen von dem weltberühmten Paris entfernt bin, auch diese mächtige Stadt aufzusuchen und von da über Lyon nach Genf und die Schweiz durchkreuzen, den Sommer über in der Schweiz, vielleicht irgendwo arbeiten, dann im Herbst durch das südliche Bayern, Tirol hinüber nach Italien und Venedig mir ansehen, dann über das Adriatische Meer nach Triest und dann durch die verschiedenen österreichischen Kronländer nach Wien“. Da er für die Erlernung der zusätzlichen „Tanneur“ – Arbeiten als Lernender eingestuft wurde, bekam er entsprechend auch einen geringeren Lohn. Um also seine Reise nach Paris verwirklichen zu können, bat er erneut um ein „ansehnliches Reisegeld“ und räumt dazu ein ...“und ich will Euch gewiß dankbar und erkenntlich dafür sein, wenn ich nach Hause komme und daß ich unnütz nichts verschwende, könnt Ihr überzeugt sein und glaube, daß Ihr mich auch zu Hause werdet kennen gelernt haben“. Der „dankbare Enkel und Sohn“ schickt nach Erhalt des Reisegeldes einen kurzen Brief aus Paris (27.04.1866) mit dem Versprechen, später ausführlich darüber zu berichten. Nach den bereits angekündigten Reiseplänen wird er die Reise mit Arbeitsaufhalten wohl auch auf der Route durchgeführt haben, wonach er seinen Eltern im November aus Wien eine Nachricht übermittelt hatte.

Von hier trat er dann die Heimreise an. Vielseitig ausgebildet und mit reichen während seiner Reisen und Wanderungen gewonnenen Erfahrungen kehrte Samuel Adleff Ende des Jahres 1866 nach Schäßburg zurück, um in dem väterlichen Betrieb weiter zu arbeiten. Bald darauf heiratete er Elisabeth, geb. Manchen, und gründete mit ihr eine Familie.

Die Gerberei sollte er bald ganz übernehmen, da sein Vater fünfzigjährig am ersten Weihnachtstag 1867 verstarb. Samuel Adleff führte sie erfolgreich weiter, wendete seine Erfahrungen an, war offen für Neues und brachte es durch Wissen und Fleiß zu Ansehen und Wohlstand.

Aus seinen Briefen geht immer wieder auch sein Interesse an dem Verbleib seiner wandernden und sonstigen Freunde hervor. So bittet er seine Eltern und Großeltern in seinem Brief aus Neustadt an der Orla: „Schreibt mir auch wo unser Johann Roth ist“. In einem anderen

aus Bremen abgesandten Brief heißt es: „Berichtet mir auch, wer von den Schäßburger Burschen dieses Jahr zu den Soldaten gekommen sind“. Die daheim gebliebenen Freunde und Kameraden lässt er regelmäßig in seinen Briefen grüßen. Auch geht aus jedem seiner Briefe die Dankbarkeit für die von daheim erhaltene Unterstützung hervor. Dass es mit dem Geldwechsel von österreichischen Dukaten und Banknoten, preußischen Talern und französischen Francs auch Einbußen gab, gehörte mit zum Reisen quer durch Europa und wurde von Samuel Adleff seinem Vater und den Großeltern genau dargelegt.

Die Briefe aus dem Nachlass von Samuel Adleff wurden in der Familie aufbewahrt und sind von seiner Tochter Elise Broser, geb. Adleff, an deren Tochter Sabine Josefine Lingner, geb. Broser, weitergegeben worden. Diese hat die in Sütterlinschrift geschriebenen Briefe 1976 in Schäßburg in die lateinische Schrift übertragen und mit Erläuterungen versehen. Ebenso hat sie einen Stammbaum nach den Daten aus dem Evangelischen Stadtpfarramt in Schäßburg angelegt. Gerd Lingner hat die Daten elektronisch bearbeitet, Fotos hinzugefügt und ein Dokumentationsheft „Samuel Adleff – Rotgerber – Lohgerber -Tanneur.“ mit den Erläuterungen seiner Mutter, den Briefen seines Urgroßvaters und weiteren, von ihm gesammelten Informationen über das Lohgerberhandwerk zusammengestellt. Diese Daten hat er mir zur Bearbeitung und Veröffentlichung in den Schäßburger Nachrichten zur Verfügung gestellt, wofür ihm auch auf diesem Weg herzlicher Dank gebührt.

Erika Schneider, Rastatt

Anmerkung (Red.): Obiger Artikel könnte auch für andere Schäßburger ein Anstoß sein, in alten noch vorhandenen Unterlagen ihrer Vorfahren zu suchen, um aufgefundene, interessante Daten in den SN zu veröffentlichen. Jedes Dokument, auch sei es nur ein Brief, ist ein Puzzelstein zur Vervollständigung des geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wissens über unsere Heimatstadt und ihre Bewohner und damit ein wertvoller, für die Gemeinschaft wissenswerter Beitrag.

Familie Adleff

Im „Beangert“ = Baumgarten vor dem Sommerhaus im Mühlenhamm um 1900, in der Pause eines Croquet Spiels v.l.n.r.: 1. Tochter?, 2., 3., Tochter Elisabeth verh. Broser mit Töchterchen Hedda (später Hedda Brandtsch), 4. Johann Broser (stehend), 5. Elisabeth Adleff geb. Manchen, 6. Samuel Friedrich Adleff, 7. Tochter Auguste verh. Wohl, 8. Otto Wohl (stehend), 9. Tochter Hilda (später verh. Heinrich)

Anm.: Die Jugend spielt Croquet, das zu der Zeit in Paris Mode war. 1900 war es olympische Disziplin. Ob Samuel Adleff das in Paris kennengelernt hat, oder ob die Schwigersöhne es während ihrer Studienaufenthalte im Westen kennengelernt haben, bleibt eine offene Frage (Gert Lingner)



Erinnerungen an das Schäßburger Handelshaus J. B. Teutsch

Vor 200 Jahren wurde Josef Benjamin Teutsch geboren

Auf der Unteren Marktzeile in Schäßburg stehen zwei Gebäude, die sich durch Größe und Stil deutlich von der restlichen Häuserzeile abheben. Das eine ist das Stadthaus mit dem bekannten Stadthausaal für kulturelle Veranstaltungen und das zweite war das einst bedeutende Handelshaus J. B. Teutsch, in dessen Fries heute nach Restaurierung und Umgestaltung zu einem Hotel der Name des ehemaligen Handelshauses J. B. Teutsch wieder zu lesen ist.

Im Jahr 1820 wurde der Familie Samuel Teutsch und Johanna, geb. Ludwig, der Sohn Josef Benjamin geboren. Der junge Benjamin entschied sich, den Beruf des Kaufmanns zu erlernen und trat 1845 als Angestellter in die Kolonialwarenhandlung J. B. Misselbacher ein. 1846 heiratete er Henriette Marienburg (1826 – 1917) und gründete mit ihr eine Familie, in der vier Kinder aufwuchsen. Als verdienstvoller Mitarbeiter wurde Josef Benjamin Teutsch schnell zum Prokuristen und später zum Mitgesellschafter der Firma Misselbacher. Als der Firmenchef die Leitung einer neu eröffneten Filiale in Wien übernahm, führte Teutsch das Schäßburger Geschäft über mehrere Jahre selbständig, und die Firma wurde in „J. B. Misselbacher Sohn & Teutsch“ umbenannt. 1864 gründete Josef Benjamin Teutsch ein eigenes Handelshaus, das unter „J. B. Teutsch“ firmierte. Neben Lebensmitteln und Kolonialwaren war es vor allem der Weinhandel, der den weitsichtigen Unternehmer mit einem blühenden Handelsgeschäft und Wohlstand belohnte. Nach seinem Tod 1895 führte sein Sohn, Johann Baptist Teutsch genannt „Bapt“, die Geschäfte erfolgreich weiter. 1922 übernahm das Kronstädter Unternehmen J. L. & A. Heßhaimer das Handelshaus Teutsch.

Der Enkel des Firmengründers, Hans Schwarz (1893 -1949) der Vater des Verfassers dieses Beitrags, verbrachte als Jugendlicher viele Stunden im großelterlichen Haus. Als Sohn eines Stabsarztes besuchte er die Schule in Prag und Wien, war aber in den Ferien

ein regelmäßiger Gast seiner Großmutter in Schäßburg. Hans Schwarz hat seine Lebenserinnerungen für die Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, an dem er als Offizier teilgenommen hat, in ungewöhnlich lebendiger Form niedergeschrieben. Unter dem Titel „Versunkene Welt“ ist das Werk 2003 von seinen Söhnen veröffentlicht worden. Seine darin geschilderten Wahrnehmungen im Hause Teutsch sollen hier auszugsweise wiedergegeben werden. Sie werfen ein Licht auf das bürgerliche Leben in Schäßburg und vermitteln einen Eindruck von den wirtschaftlichen und geistigen Kräften, die im Bürgertum in der zweiten Hälfte des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts am Werk waren.

„Die unbestritten schönsten und unbeschwertesten Tage meines Lebens habe ich mit und ohne Eltern in Schäßburg in den Häusern meiner lieben guten Großmutter Teutsch und bei Onkel Bapt und Tante Pepi Teutsch, sozusagen meiner zweiten Mutter, zugebracht.... Großvater Josef Benjamin Teutsch kenne ich nur aus Erzählungen meiner Mutter und meines Vaters, denn er starb 1895, also in meinem zweiten Lebensjahr. Er muss für seine Zeit ein bedeutender Mann gewesen sein.

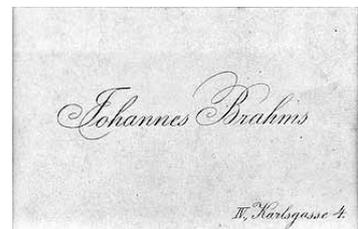
Sohn eines Seifensiedermeisters in Schäßburg, lernte er hinter dem Pudel (Anmerkung der Redaktion: Heizöfchen, oder Kessel) auf Kaufmann, heiratete als Prokurist der damals in Siebenbürgen bedeutendsten Kolonialwarenfirma I. B. Misselbacher in Schäßburg meine Großmutter Henriette Marienburg, Tochter des Senators Friedrich Marienburg aus Mühlbach. Das auch in Siebenbürgen aufregende Jahr 1848 sah ihn als Leutnant der sächsischen Bürgerwehr auf der Seite der Kaiserlichen, mit denen er den Übertritt über die damalige rumänische Grenze mitmachte, während die Großmutter als junge Frau nicht nur das eigene, sondern auch das Vermögen der Firma Misselbacher gegen die aufständischen Truppen des ungarischen



Der Firmengründer Josef Benjamin Teutsch (1820-1895)
Alle Bilder im Besitz von Erhardt Schwarz, Traunreut



Henriette Teutsch geb. Marienburg (1826-1917)



Visitenkarte von Johannes Brahms, der Gast im Hause Teutsch war



Reklame für Weine der Firma J. B. Teutsch

Auszeichnung für Weine der Firma J. B. Teutsch

Das Geschäft um ca. 1885

Das Hauptgeschäft am Marktplatz 25 im Jahre 1891



Insurgentengenerals Bem und gegen die mit Österreich verbündeten Kosakenschwärme des bei Weißkirch gefallenen russischen Generals Skariatyn verteidigen und schützen musste. Bald darauf machte sich der Großvater als Kaufmann selbständig. Der Firmename „I. B. Teutsch“, vor allem der Weinabteilung, wurde dank ihm weit über die Grenzen Österreich-Ungarns hinaus bekannt. Das ganze Szekler Land bis nach Marosvásárhely (rumänisch: Târgu Mureș), Sächsisch-Regen, die Landschaft Gyergyó und das Udvarhelyer Komitat (rum.: Odorheiu Secuiesc) war sein Absatzgebiet. Dabei muss man bedenken, dass es in den späten 60-er Jahren erst eine einzige Bahnlinie in Siebenbürgen gab, die von Budapest über Arad, Alvincz (rum.: Vințu de Jos), Mediasch und Schässburg nach Kronstadt führte. Alle anderen Gebiete mussten im Sattel oder im Wagen auf miserablen Straßen bereist und erschlossen werden. Welch Unternehmegerist und Wagemut, aber auch viel körperliche Anstrengung das vorausgesetzt hat, kann nur ermessen, wer wie ich jahrelang – gemessen an den damaligen Reisemöglichkeiten – recht komfortabel mit der Bahn durch die Gegend gefahren ist.

Großvater Teutsch hat durch sein kaufmännisches Geschick dem siebenbürgischen Wein aber auch außerhalb der Monarchie zu Bekanntheit verholfen und viel zur Förderung der Weinbaugebiete der Sachsen in Siebenbürgen beigetragen. Als er zum Beispiel in England keinen besonders guten Absatz fand, – behaupteten doch die neunmal Weisen in alcoholicis, der siebenbürgischen Wein verderbe, sobald er über das Meer gefahren würde -, ließ er vier große Fässer Kokeltaler Wein nach Kalkutta verfrachten, ihn dort ein Jahr lagern und schließlich nach London und Budapest zurückkommen, um zu beweisen, dass auch nach dieser Reise und nach Tropenlagerung seine Qualität unverändert und köstlich war.

Teutsch war aber nicht nur als „Weingeistvermittler“, sondern auch als Kenner, Förderer und Vermittler geistiger Werte ein bedeutender Zeitgenosse. Das bezeugt ein reger persönlicher Briefverkehr mit den damaligen Repräsentanten seines Volkes, mit Georg Daniel Teutsch,

Franz Gebbel und anderen. Das bezeugt auch sein großes Interesse an der Förderung einheimischer aber auch aus dem Ausland nach Siebenbürgen gekommener Künstler. Kein geringerer als Brahms und Joachim haben auf Konzertreisen nach Siebenbürgen bei ihm gewohnt und sich in seinem Haus wohl gefühlt, die Schauspieler Lewinsky und Sonnenthal von der Wiener Burg ebenso; Vater und Tochter Schuller erfuhren als Maler Förderung durch ihn. Er war bei aller kaufmännischen Tüchtigkeit eben ein Grandseigneur, der in dem Bewusstsein handelte, dass Geld nicht nur gemacht, sondern auch unter die Leute gebracht werden müsse. Sein Interesse galt der Mehrung geistiger Werte gleichermaßen, für die ein Leben voller Arbeit sich lohnte.

Keine geringe Rolle hat dabei die Großmutter mit ihrer Liebenswürdigkeit und Großzügigkeit gespielt. Im Hause der Großeltern traf sich alles, was am deutschen Kulturleben in Schässburg und Umgebung regen Anteil nahm. Außer dem Dichter Michael Albert und dem Pfarrer, Historiker und späteren Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch, verkehrten kunstinteressierte Offiziere der Schässburger Husarengarnison, ungarische Grundbesitzer aus der Umgebung, und wer gerade als „Fremder von Distinktion“ in der Stadt weilte, in ihrem Hause. Und diese anscheinend so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft fühlte sich im Kreise meiner Großmutter und ihrer Töchter am wohlsten, wenn Musik gemacht wurde. Meine Mutter war eine begabte Pianistin, ihre Schwester, Tante Gusti, eine gute Sängerin, und Onkel Bapt ein geübter Geiger. Was in Wien und im Reich von sich reden machte: In diesem Kreis wurde es aufgegriffen und gepflegt.

Großmutter war außerdem bis in ihr spätes Alter hinein Vorsteherin des Frauenvereins in Schässburg; sie war Mitglied der Frauenvereinszentrale und Mitbegründerin der Bibliothek und des Musikvereins. Daneben stand sie dem großen Haus in musterhafter Weise vor. Wie bei allen großen Familien der damaligen Zeit war es üblich, dass unverheiratete Angestellte, die damals noch den schlichten Titel des

Das Gebäude Marktplatz 25 beherbergt heute das Hotel Central Park
Foto: Erika Schneider



Ladendiener führten, mitverpflegt wurden und im Hause wohnten. So hatte meine gute Großmutter viele Jahre hindurch täglich bis zu 25 Menschen am Mittagstisch. Außerdem fiel ihr die Sorge um den großen Grundbesitz anheim: die Meierhöfe und Gärten, die die Großeltern im Laufe der Jahre erworben hatten, so der Meierhof im Fuchsloch, der Hof am Siechhofberg, der Baumgarten am Knopf, der Garten in der Hüllgasse, die Landwirtschaft im Wolkendorfer Grund und der Meierhof in der Wench – alles in allem über 200 Joch Grund und Boden, Vieh, Schweine, Hühner und Pferde. Rumänische Viehknechte, ungarische Mägde, Székler Kutscher, Menschen aller Art, sie alle konnten mit ihren Sorgen und Schmerzen zu meiner Großmutter kommen und bekamen von ihr Rat und Hilfe. Und trotz all dieser Pflichten und ihres arbeitsreichen Alltags war diese kleine und zarte Frau Mittelpunkt der Familie und fand immer noch Zeit, sich auch schöngeistigen Dingen zu widmen.

Mutter war ihr jüngstes Kind. Musikbegabt und bereits eine ausgezeichnete Klavierspielerin, sollte sie ihrem eigenen Wunsche und dem Willen des Großvaters folgend bei Leschitzky, dem seinerzeit berühmten Wiener Klavierpädagogen, Unterricht nehmen..... Mutter hatte zwei ältere Schwestern, deren eine ich nicht gekannt habe, da sie nach der Geburt ihres einzigen Kindes Alfred gestorben ist. Auch sie soll musikalisch gewesen sein und schön gesungen haben. An Mutters älteste Schwester, Tante Jetti, erinnere ich mich lebhaft. Sie war in erster Ehe mit dem Mühlbacher Kaufmann, Afrikareisenden und Sudanforscher Franz Binder verheiratet..... Der Binderischen Ehe entstammen drei Söhne und zwei Töchter.....

Der einzige Sohn meiner Großeltern war unser geliebter Onkel Johannes Baptist Teutsch, bei den Sachsen in Siebenbürgen als „Tetschen Bapt“, bei den ungarischen Weingutbesitzern als „Teitsch Bapti“ bekannt und geschätzt. Er hatte sich gegen seine eigene Absicht Landwirt zu werden, dem Willen seines Vaters gebeugt und war Kaufmann geworden. Als solcher bepflanzte er dennoch als Erster in der Schässburger Umgebung große Teile seines Wencher Bodens mit

Hopfen und importierte aus Saaz (Tschechisch Zatec) eine große, mit allen Schikanen ausgestattete mehrstöckige Hopfendarre.....

Das große Haus am Schässburger Marktplatz, wie sah es zu meiner Jugendzeit aus? Rechts von der Toreinfahrt war ein kleiner schmaler Laden, das Petroleumgeschäft, damals „det Schtihnihlgewälw“ (Steinölgewölbe) genannt. Links von der Einfahrt ein großer, luftiger und hoher Raum, der für mich wenig Interessantes bot, denn er beherbergte die Schnittwarenabteilung. Daneben aber das Paradies für uns Leckermäuler: das große mit Zucker, Bonbons, Schokolade, Süßholz, Bärenbreck, Johannisbrot oder „Gihsmemmen“, Feigen und Datteln bis an die Decke gefüllte Spezereigeschäft. Dahinter lagen im Erdgeschoß die Schreibstuben des Kontors und noch weiter hinten im Hofflügel des mächtigen Gebäudes im Erdgeschoß, im Souterrain und im ersten Stock die vollen, wunderbar nach allen Spezereien Arabiens duftenden Magazine, die untereinander mit einem hydraulischen Aufzug – Elektrizität kannte man damals nur vom Hörensagen – verbunden waren.... Abgeschlossen wurde der Hoftrakt durch eine Laderampe, an der an Wochenmarkttagen mitunter auch 100 Frächterwagen aus den verschiedenen Regionen Siebenbürgens, aus der Csik, aus Háromszék und der Gyergyó, aus Elisabethstadt und Mediasch mit ihren Gespannen hielten.

In den weiten Kellern des Hauses waltete der Herr Kellermeister Unzinger mit den Faßbindergehilfen und Küferknechten seines Amtes. Vor dem Kellereingang wurden die Fässer geschwefelt, gewaschen und die Reifen angezogen, aus den Transportfässern wurde mit langen Schläuchen und einer Flügelpumpe der Wein in die Lagerfässer gepumpt, die Flaschenkisten wurden abgebändert – inzwischen kamen die Streifwagen vollbeladen mit Zuckertüten, Kaffee- und Pfeffersäcken und Baumwollgarnbündeln vom Bahnhof in den Hof gerollt.

Josef Benjamin Teutsch war es nicht vergönnt, die krönende Auszeichnung seiner Pioniertätigkeit im Weinbau zu erleben. 1900 - fünf Jahre nach seinem Tod - sind Weine der Firma Teutsch bei der Weltausstellung in Paris mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden.

Erhard Schwarz, Traunreut

*Detail des heutigen Gebäudes Marktplatz 25
Foto: Erika Schneider*



Ludwig Friedrich Schuller (1826-1906)

**Pädagoge, Maler, Grafiker, Fotopionier
ein Wegbereiter der modernen Kunst in Siebenbürgen**

Die Grundlage für die gesamte spätere Entwicklung der bildenden Kunst in Siebenbürgen bildete der gesellschaftliche Wandel in der Folge einer grundlegenden Reform des evangelischen Schulwesens, die während der Amtszeit von Bischof Georg Daniel Teutsch (1817-1893) eingeleitet wurde. Im Zuge dieser Reform fand der Kunst- bzw. Zeichenunterricht den ihm gebührenden Platz, gemessen an dem Stellenwert, welchen das Fach im Kontext des damaligen mitteleuropäischen Schulwesens einnahm.¹

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zwei bedeutende, aus dem binnendeutschen Sprachraum zugezogene Zeichenlehrer, Ludwig Schuller (1826-1906) und Carl Dörschlag (1832-1917), in Siebenbürgen tätig waren, Lehrer, die den Kunstunterricht neu gestal-

tet und junge Talente gefördert haben. Ludwig Friedrich Schuller, der aus Kärnten kam, war ab 1857 in Schäßburg tätig, während der Mecklenburger Carl Dörschlag ab 1862 zunächst in Sächsisch-Regen, in Mediasch (1867-1871) und schließlich ab 1871 am Evangelischen Gymnasium in Hermannstadt seine Wirkungsstätte fand. Während Professor Dörschlag und seinen Schülern im Laufe der Zeit zahlreiche Studien und Ausstellungen gewidmet wurden, ist Ludwig Schuller, Vater der Malerin Betty Schuller (1860-1904)², beinahe in Vergessenheit geraten. Ausführliche Informationen zu dem ungewöhnlichen Lebens- und Bildungsweg des Künstlers und Lehrers können wir einem 1909 in der Kronstädter Zeitschrift, Die Karpathen, veröffentlichten Aufsatz entnehmen, den Dr. Friedrich Schuller ihm gewidmet hat.³

Bleistiftskizze Gebirgslandschaft



Ludwig Schuller war nur väterlicherseits siebenbürgischer Abstammung, während die Mutter, Maria Elisabeth Martens, Tochter des dänischen Generalkonsuls in Venedig war. Der Vater des Künstlers, Johann Schuller, ein Sohn des gleichnamigen Lehrers aus Deutsch-Kreuz war zunächst Pfarrer in Feffernitz in Kärnten, wo Ludwig am 18. Januar 1826 zur Welt kam. Bereits im nächsten Jahr starb die Mutter und der Vater übersiedelte nach Schäßburg, wo er bis zu seinem Lebensende Stadtprediger war. Der verwaiste kleine Junge kam zu den Angehörigen der Mutter, wurde jedoch wiederholt von einem Verwandten zum anderen weitergereicht. Die Volksschule besuchte er in Ludwigsburg. Danach kam er 1837 in die Pension Friedrich Richters nach Marbach, wo er Gymnasialunterricht erhielt. Hier fühlte er sich sehr wohl, vor allem weil er seiner künstlerischen Begabung nachgehen konnte. Nach zwei Jahren musste er die liebgewonnene Anstalt verlassen, um bei der Familie seines Onkels, Ludwig Martens, auf Schloss Kellerberg in Kärnten zu leben. Der Onkel, der selbst auch künstlerisch begabt war und die Kunstakademie in Venedig besucht hatte, bemühte sich um die weitere Erziehung seines Neffen, der sich für eine künstlerische Laufbahn vorbereitete. Ludwig wurde im Zeichnen, in französischer, englischer und italienischer Sprache sowie in mechanischen Arbeiten unterwiesen, letztere, die er Zeit seines Lebens pflegte, bereiteten ihm besonders viel Freude. Nach akribischem Studieren und Kopieren von Arbeiten alter Meister durchstreifte er gerne die herrliche Landschaft Kärntens und zeichnete nach der Natur.

Im Jahre 1843 beschloss die Familie, dass Ludwig fortan sein Brot selbst verdienen müsse, sodass er in der Lithographischen Anstalt Wagner in Klagenfurt eine Anstellung fand. Der Abschied vom Landleben fiel ihm nicht leicht, doch fesselte die neue künstlerische Betätigung ihn so sehr, dass er sich dieser mit viel Hingabe widmete. Seine erste selbstständige Arbeit erschien unter dem Titel „Ansichten aus Klagenfurt nach der Natur gezeichnet von Ludwig Schuller“ und wurde in der Zeitschrift „Carinthia“ wohlwollend besprochen, eine Besprechung, die „die überraschende Treue und die ansprechende Mannigfaltigkeit in der Staffage“⁴ rühmte. Zwei Jahre später lithografierte Ludwig Schuller das Porträt des Stadtkaplans Mayer, der

Bleistiftskizze Matterhorn



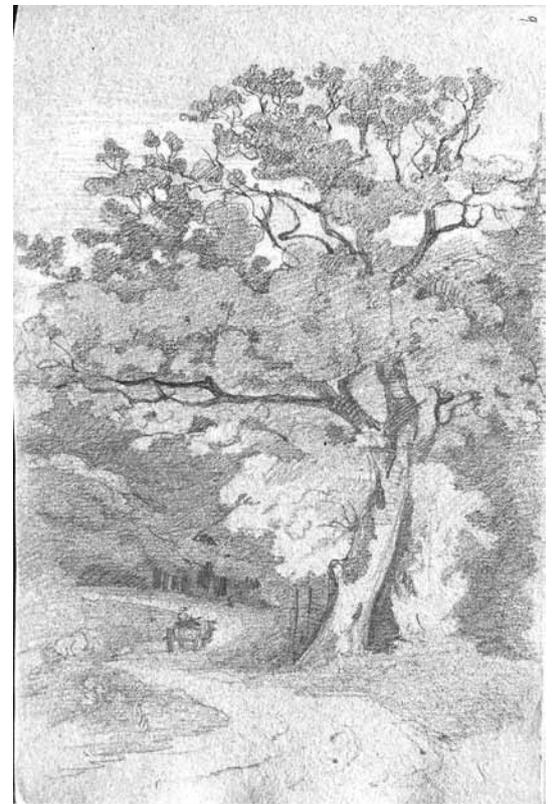
ein kunstverständiger Mann war, und durch den er den Münchener Maler Hanson kennenlernte. Dem Letztgenannten verdankte Ludwig Schuller zahlreiche künstlerische Anregungen und fasste den Entschluss, sich fortan auch der Porträtkunst zu widmen. Nachdem er zwei Jahre in der Anstalt Wagner verbracht hatte, verließ er diese, um nach Siebenbürgen zu reisen und endlich den Vater kennenzulernen. Ludwig war von der Heimat desselben und insbesondere von Schässburg tief beeindruckt. Während seines Aufenthalts erbrachte er Beweise seines Könnens, indem er mehrere Porträts lokaler Persönlichkeiten zeichnete (des nachmaligen Direktors Höhr, der Frau Dr. Roth, des Pfarrers Melas von Kaisd) sowie das seines Vaters, den er nicht wiedersehen sollte.

Im Oktober 1845 reiste er von Siebenbürgen nach Wien, um sich an der dortigen Akademie der bildenden Künste fortbilden zu lassen und erzielte tatsächlich sehr gute Ergebnisse. Als jedoch sein Onkel Ludwig 1846 starb, gab der junge Künstler sein Studium auf und kehrte in die Lithographische Anstalt Wagner nach Klagenfurt zurück, um die verwitwete Tante und ihre noch unmündigen Kinder zu unterstützen. In dieser Zeit beschäftigte er sich auch mit Porträtmalerei in Aquarell, eine Technik, die er später meisterhaft beherrschte.

Mittlerweile wurde er von einem anderen Onkel, Friedrich Martens, der in Paris ein bekannter Kupferstecher war, eingeladen, sich bei ihm niederzulassen. Der Ausbruch der Februarrevolution zwang ihn jedoch, noch eine Zeitlang in Kärnten zu verbleiben, bis er im Januar 1849 die Reise in die bedeutendste Kunstmetropole Europas antrat. In Paris besuchte er zunächst eine private Malschule, und dank der Vermittlung des Onkels, korrigierten mehrere namhafte Künstler der Zeit, wie der Bildhauer Simard oder der Historienmaler Bremond, seine Arbeiten. Auch erhielt er die Erlaubnis, im Louvre Landschaftsbilder zu kopieren, die er in Öl malte. Aus der Privatschule wechselte Ludwig Schuller in das Meisteratelier Pleyne, um danach die Akademie in der Zeitspanne von 1850 bis 1854 zu besuchen.

Im Anschluss an sein Studium bereiste er im Auftrag mehrerer Pariser Kunsthandlungen Frankreich und die Schweiz, malte Landschaftsbilder und machte künstlerische fotografische Aufnahmen. Zu jener Zeit steckte die Fotografie, die er von seinem Pariser Onkel Friedrich Martens erlernt hatte, noch in den Kinderschuhen. Martens gehörte übrigens zum Bekanntenkreis Louis Daguerres (1787-1851), dem Erfinder der Daguerrotypie⁵. Während seines Pariser Aufenthalts beschäftigte sich Ludwig auch mit der Verbesserung der fotografischen Geräte, was in der Konstruktion eines um die Vertikalachse rotierenden Panoramaapparats zum Ausdruck kam.

Obzwar Ludwig Schuller auch Bildnisaufträge erhielt, schaffte der schüchterne, feinfühligste Künstler den Durchbruch nicht. Auch hielt sein bescheidenes Atelier anspruchsvolle Auftraggeber fern. Unter diesen Voraussetzungen soll es nicht verwundern, dass er 1857 die Einladung, die Zeichenlehrerstelle am Schässburger Gymnasium zu besetzen, angenommen hat. Hier widmete er sich mit Leib und Seele der Kunsterziehung, brachte jedoch auch seine Sprachkenntnisse ein. Bereits im Schuljahr 1859/1860 unterrichtete er französische Sprache am Obergymnasium, und in den nächsten Jahren übernahm er den Zeichenunterricht an der Real- und Gewerbeschule. Er berücksichtigte nicht nur die spezifischen Erfordernisse der jeweiligen Schulen, sondern war auch bestrebt, die indivi-



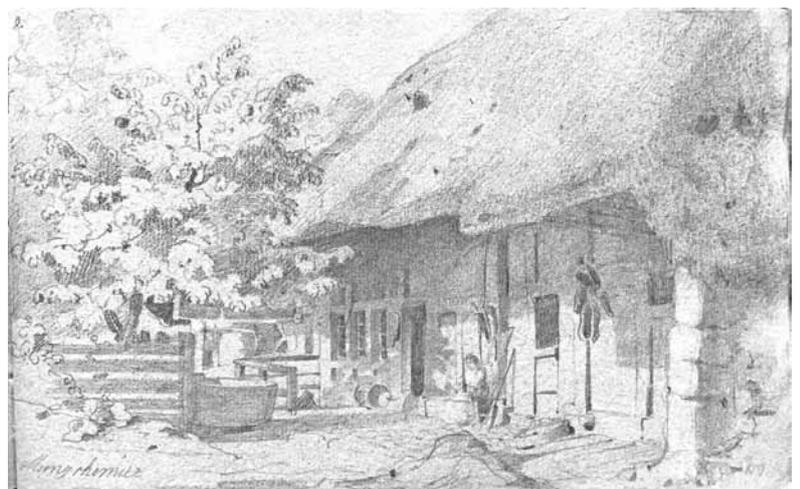
Bleistiftskizze Baumstudie

duellen Fähigkeiten seiner Schüler zu entdecken und zu fördern. Seine Tochter Betty, die er im Zeichnen und Malen unterwiesener hatte, wurde Malerin und gehört zu den siebenbürgischen Pionierinnen auf dem Gebiet der bildenden Kunst, während sein ehemaliger Schüler, Karl Ziegler (1866-1945), ausgebildet an der Kunstakademie in Berlin, eine hervorragende internationale Karriere aufzuweisen hatte⁶.

Die aufopferungsvolle Lehrtätigkeit ließ Ludwig Schuller wenig Zeit für seine eigene künstlerische Betätigung, die nach wie vor seine liebste Beschäftigung blieb. Trotzdem schuf er eine Vielzahl von Porträts und Landschaftsbildern in Öl und Aquarell sowie Altarbilder für sächsische Kirchen. Er malte die Bildnisse der evangelischen Bischöfe G. D. Teutsch (Bischof zwischen 1867-1893) und Friedrich Müller d. Ä. (Bischof zwischen 1893-1906), das Porträt des Schässburger Stadtpfarrers Teutsch, die Bildnisse der Bürgermeister Sternheim, Maetz und Gull sowie zahlreiche Frauen- und Kinderporträts.

Bleistiftskizze in Siebenbürgen

Bleistiftskizze Dorfstraße



Ludwig Schuller hatte bereits im Jahr seines Amtsantritts (1857) das erste Fotoatelier in Schässburg eingerichtet. Konrad Klein behauptet, dass er „jener siebenbürgische Maler [war], der die Photographie als Hilfsmittel seiner Kunst am konsequentesten, aber auch kreativsten einsetzte...Als Beispiel mag eine Atelierraufnahme gelten, die Schuller mit seinem Freund Albert [Michael Albert] zeigt. Sie wurde m. E. eigens zu dem Zweck angefertigt, um die beiden als Staffagefiguren in eines von Schullers Schässburggemälden zu übertragen“⁷. Auch dem Porträt des Volkskundlers Josef Haltrich (1822-1886), das Arthur Coulin (1869-1912) 1902 für die Bergschule gemalt hatte, lag eine Fotografie Schullers aus dem Jahre 1859 zugrunde⁸. Desgleichen werden seine Aufnahmen von Alt-Schässburg auch heutzutage noch als wichtige Zeitdokumente in Fotoausstellungen verwendet⁹.

Die Altarbilder des Künstlers, die er für die Kirchen von Birk, Lasseln, Dunnesdorf, Zepling, Kaisd und für die Bergkirche in Schässburg gemalt hat, sind keine eigenen Schöpfungen, sondern Interpretationen nach Werken berühmter Meister.

Der Malstil Ludwig Schullers ist im Akademismus und Realismus des 19. Jahrhunderts verankert, die er meisterhaft beherrschte. Genaue, akribische Zeichnung war für ihn wichtiger als nuancenreiche Farbgebung. Leider hat er seinen Paris-Aufenthalt kurz vor dem Erscheinen der ersten revolutionären Stilrichtung, des Impressionismus, abgebrochen, sodass ihm der Schritt in die Moderne, den die nächste Künstlergeneration Siebenbürgens gewagt hat, versagt blieb. 1903 trat der Künstler in den Ruhestand und konnte sich nun ganz seiner Kunst widmen.

Ludwig Schuller war in den beiden bedeutendsten Ausstellungen, die in Hermannstadt veranstaltet wurden, jenen von 1887 und 1905, mit Werken vertreten. Im Rahmen der „Ersten Hermannstädter Kunstausstellung“ zeigte er ein Stadtbild von Schässburg¹⁰, während er auf der „Ersten Ausstellung von Arbeiten siebenbürgischer Künstler“, die der 1904 gegründete „Sebastian-Hann-Verein für heimische Kunstbestrebungen“ veranstaltet hatte, mit sechs Bildern vertreten war u. zw. mit den Ölbildern Porträt des Bischofs Fr. Müller, Porträt W. Melas, Panorama von Schässburg, sowie mit zwei Damenporträts und einem Kinderporträt in Aquarell¹¹.

Ludwig Schuller starb ganz plötzlich am 18. März 1906. In dem Nachruf, der in der Ausgabe vom 20. März des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes veröffentlicht wurde, wird Folgendes von ihm behauptet „Ludwig Schuller gehörte zu den liebenswürdigsten Menschen, die es verstehen, während ihrem Erdenwalten sich nur Freunde zu erwerben“¹². Der Künstler wurde auf dem Bergfriedhof beigesetzt und

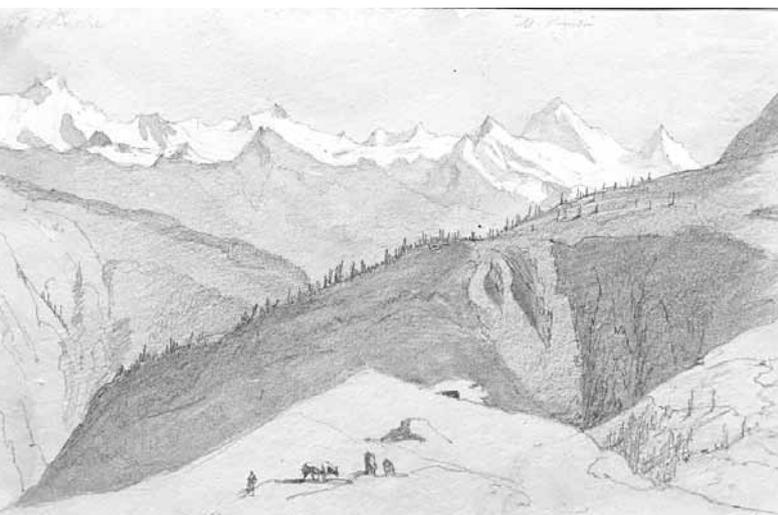
ruht in demselben Grab mit seiner Tochter Betty, die zwei Jahre vor ihm verstorben war¹³.

Gudrun-Liane Ittu, Hermannstadt

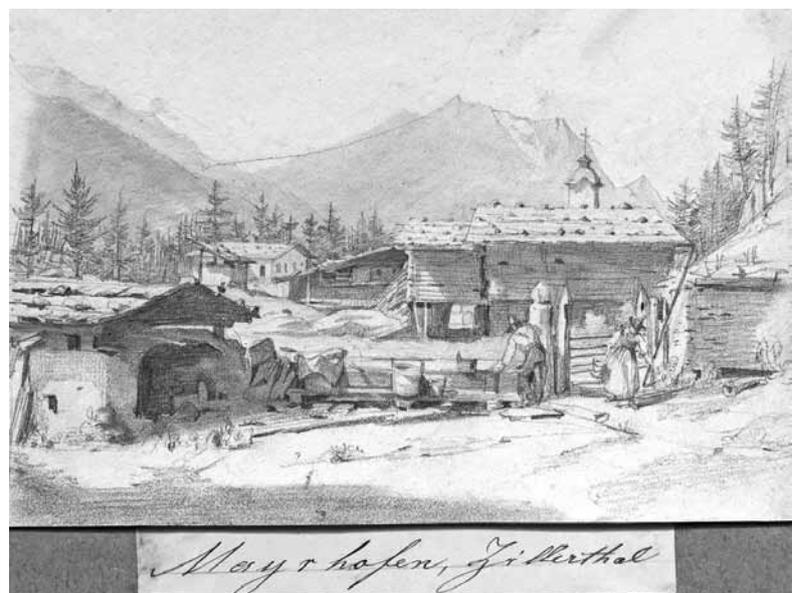
Fußnoten

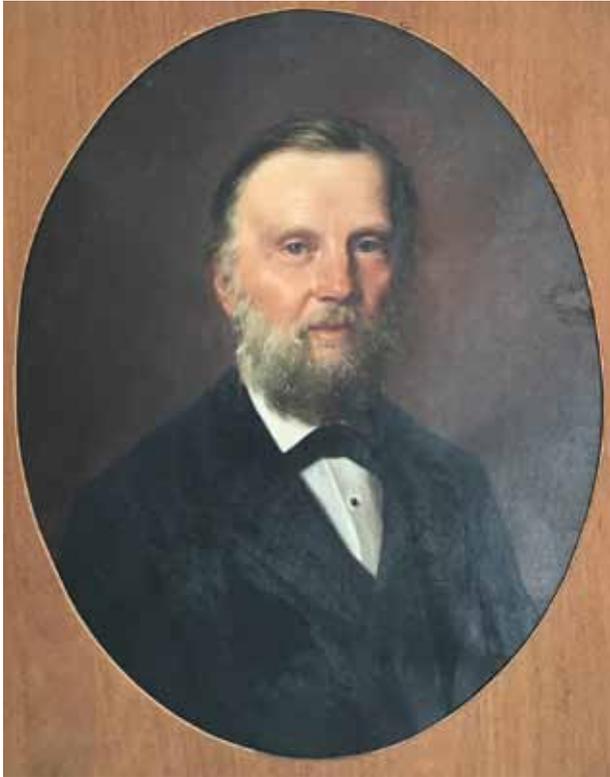
- ¹ Walter Roth, *Der Ausbau des deutsch-evangelischen Schulwesens durch Georg Daniel Teutsch*, in *Beiträge zur siebenbürgischen Schulgeschichte*, *Siebenbürgisches Archiv*, Bd. 32, Weimar, Wien 1996, S. 262–268.
- ² Vgl. Gudrun-Liane Ittu, *Betty Schuller, eine siebenbürgische Künstlerin der Gründerzeit (1860-1904)*, in „*Schäßburger Nachrichten*“, 25. Jg., Folge 51, Juni 2019, S. 30-32.
- ³ Friedrich Schuller, *Siebenbürgisch-sächsische Charakterköpfe X, Ludwig Friedrich Schuller*, in „*Die Karpathen*“, II. Jg., erstes Augustheft, Heft 21, 1909, S. 619-623.
- ⁴ Friedrich Schuller, *op.cit.*, S. 620.
- ⁵ Konrad Klein, *Eine rumäniendeutsche Fotografenlegende. Der große Fotograf und Fotosammler Edmund Höfer ist tot*, in „*Siebenbürgische Zeitung*“, 30. September 2014, S. 11.
- ⁶ Vgl. Gudrun-Liane Ittu, *Karl Ziegler (1866 Arkeden/Archita–1945 Königsberg), ein in Vergessenheit geratener bildender Künstler aus Siebenbürgen*, in „*Studia Universitatis Babeş Bolyai. Historia Artium*“, Bd. 58, 1/2013, S. 131-150; Gudrun-Liane Ittu, „*Dass ich so fest an ihn glaube, ist jetzt mein schönster Besitz*“. *Die Geschwister Regine (1864-1925) und Karl Ziegler (1866-1945)*, in „*Forschungen zur Volks- und Landeskunde*“, Bd 57, 2014, S. 138-156.
- ⁷ Konrad Klein, *Wer hat Michael Albert gemalt? Anmerkungen zu den Bildnissen des Dichters anlässlich seines 100. Todestages*, in „*Siebenbürgische Zeitung*“, 20. Mai 1993.
- ⁸ Walter Roth, *Bedeutender Volkskundler. 120 Jahre seit dem Tod von Josef Haltrich*, in „*Siebenbürgische Zeitung*“, 15. Mai 2006, S. 8.
- ⁹ Christian Schoger, *Fotoausstellung in Dinkelsbühl. Schässburg im Wandel der Zeit. Bogen über eineinhalb Jahrhunderte*, in „*Siebenbürgische Zeitung*“, 15. Juli 2003, S. 9.
- ¹⁰ *Catalog der ersten Hermannstädter Kunstausstellung im Jahre 1887, Hermannstadt W. Krafft 1887*, S. 8.
- ¹¹ *Sebastian Hann Verein für heimische Kunstbestrebungen, Catalog der ersten Ausstellung von Arbeiten siebenbürgischer Künstler, 30 Juli bis 26. August 1905, Hermannstadt, Druck Jos. Drotleff, 1905*, S. 30-31.
- ¹² *Todesfall*, in „*Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt*“, Nr. 9802, 20. März 1906, S. 2.
- ¹³ Hannelore Baier, *Ein Ort der stillen Romantik. Spaziergang in die Vergangenheit Siebenbürgens am Bergfriedhof von Schässburg*, in „*Siebenbürgische Zeitung*“, 15. Mai 2013, S. 9.

Bleistiftskizze Gebirgslandschaft



Bleistiftskizze Dorfansicht von Mayrhofen im Zillerthal, undatiert, unsigniert





Selbstbildnis 1886

Aquarellierte Zeichnung
(fiktive Darstellung seiner
Mutter Maria Elisabeth von
Mertens) undatiert, unsigniert



Kopie, Louvre Paris "Titus van Rijn" nach Rembrandt

Aquarellskizze Landschaft in Siebenbürgen, undatiert, unsigniert



Kopie "Les illusions Perdues" (auch genannt "Le Soir") von Charles Gleyre, Paris



Ölskizze Dorfansicht von Mayrhofen im Zillertal, undatiert, unsigniert



Schloss Chillon am Genfer See; Signiert: LuDw. Schuller 1889





Portrait Kopie, Louvre Paris "Titus van Rijn" nach Rembrandt



Frauenportrait, unbekannt, undatiert, Kopie Louvre Paris?



Portrait seines Freundes, Joseph Ensfieldner, Klagenfurt 29. 10. 1844



Bleistiftportrait von Theodor Fabini, 1845



Kinderportrait, Ludwig Wilhelm Schuller geb. 1873

Altarbildentwurf, Deutsch Zepling



Altarbildentwurf, Schäßburg



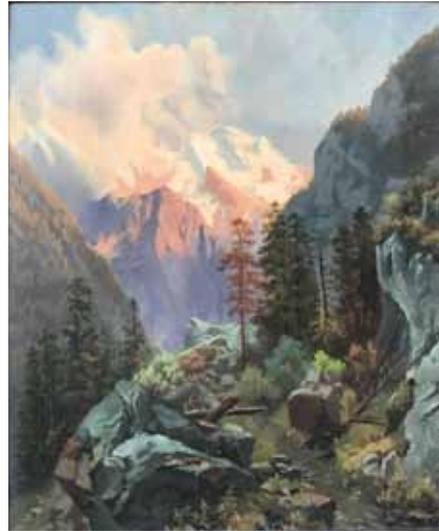
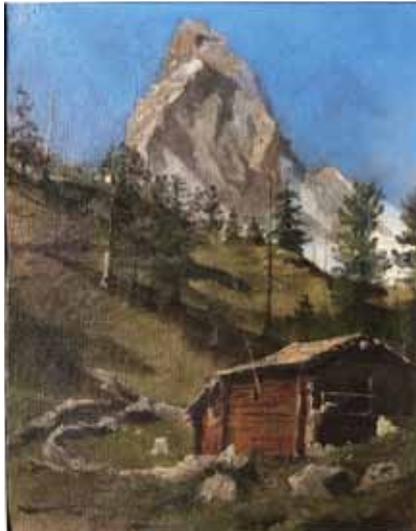
Altarbildentwurf, Kaisd



*Frauenportrait,
unbekannt,
undatiert,
unsigniert*



Skizze Matterhorn



Gebirgstal in den Alpen

Keroly Tal in der Harghita, undatiert, unsigniert



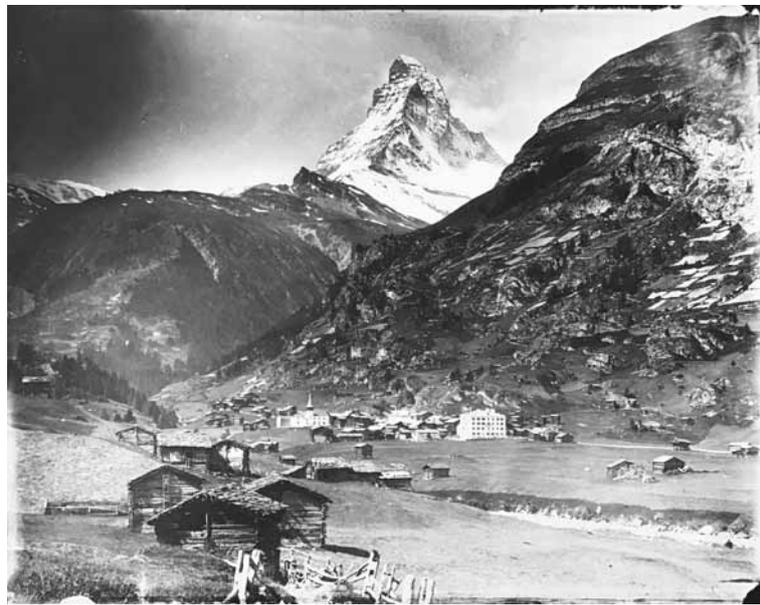
*Altschäßburg (1767) inspiriert von einem Gemälde
des Denndorfer Pfarrers Daniel Köhler*

Schäßburgansicht von Osten, signiert L.S. (1869)



Lithografie, Klagenfurt 1844

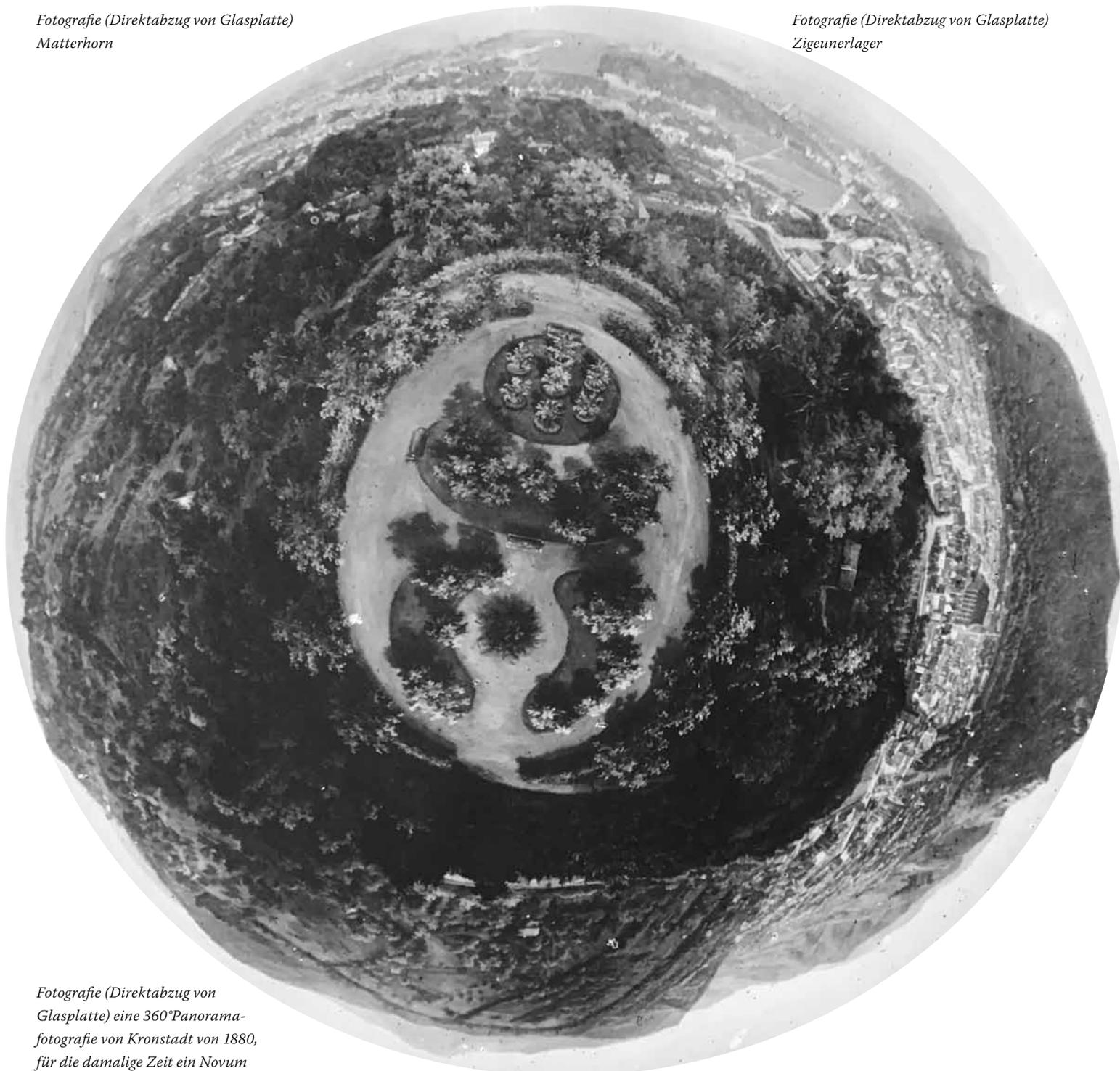




*Fotografie (Direktabzug von Glasplatte)
Matterhorn*



*Fotografie (Direktabzug von Glasplatte)
Zigeunerlager*



*Fotografie (Direktabzug von
Glasplatte) eine 360°Panorama-
fotografie von Kronstadt von 1880,
für die damalige Zeit ein Novum*

Betrachtungen zum unbekanntem Nachlass Ludwig Schullers

Über Ludwig Schullers ereignisreiches, teilweise unbekanntes Leben und sein vielfältiges künstlerisches Werk im österreichischen Kärnten und in Schäßburg lässt sich immer noch gut forschen, denn noch ist nicht alles geklärt. Dr. Alfons Haffner hat mit seiner akribischen Unterlagen- und Werkforschung einen sehr guten Anfang gemacht. In der „Carinthia“ – Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten – präsentierte er 1990 der österreichischen Öffentlichkeit die Arbeit „Der Zeichner, Lithograph und Maler Ludwig Schuller 1826-1906. Seine Familie, sein Leben und seine Werke in Kärnten und Siebenbürgen“. Die geopolitische Situation im Rumänien der 1980er Jahre war jedoch so, dass er in Siebenbürgen nicht seinen Vorstellungen entsprechend recherchieren konnte. Er geriet durch Zufall in die Fangarme des rumänischen Geheimdienstes Securitate, wurde observiert und durfte nicht mit mir sprechen. Mein Onkel Totz Fabini hatte mir den Nachlass von Ludwig Schuller übergeben. So wurden in Haffners Werkverzeichnis Bilder nicht erfasst und es fehlen einige Informationen.

In Ludwig Schullers Lebenserinnerungen, „Lebensgeschichten“ sind neben den Beschreibungen der zahlreichen Erlebnisse auch seine Bescheidenheit, Genügsamkeit sowie die große Dankbarkeit gegenüber der Familie Martens zu erkennen. (Sein Ziehvater und Onkel war Ludwig von Martens). Für mich war es spannend zu sehen, wie sich Ludwig Schullers Lebenserfahrung in seiner Kunstauffassung widerspiegelte. Der Autorenschaft, der Urheberschaft maß er offenbar kaum Bedeutung bei. So malte er als 60-Jähriger sein einziges Selbstbildnis in Öl. Es handelt sich um ein vollendetes Porträt, und er schreibt an den rechten Rand des ovalen Bildes: L. v. Martens 1886. Das soll besagen, dass er, Ludwig Schuller, das, was er ist und kann, der Güte seines Onkels verdankt, der 1847 verstorben war. Insgesamt blieben viele Arbeiten unsigniert und undatiert. Dieser offensichtliche Mangel an Selbstwertgefühl war möglicherweise eine Folge der schweren Kindheit und der fehlenden Elternliebe. Der Onkel nahm den 12-Jährigen in seine Familie auf, wurde zum Ziehvater, dem er auch seine sprachliche und künstlerische Ausbildung verdankte.

Vermutlich hatte Ludwig Schuller 1886, in der Zeit, in der er eine zweite, glückliche Ehe führte, Abstand zu der Mitschuld des Onkels an seinem eigenen Schicksal gewonnen. Dieser hatte 1823 die Heirat zwischen seiner Schwester Maria Elisabeth und dem aus Siebenbürgen stammenden trinkfreudigen evangelischen Prediger von Feffernitz (Kärnten), Johann Schuller, vermittelt. Damit nahm das spätere Drama seinen Lauf. Nur zehn Monate nach der Geburt Ludwigs am 18. Januar 1826 brachte die Mutter am 18. November des gleichen Jahres die Tochter Sara Louise zur Welt. Das Kind lebte nur elf Stunden, die Mutter aber starb an Kindbettfieber am 30. November 1826 im 34. Lebensjahr. Über den der Trunksucht verfallenen Vater wurde in der evangelischen Pfarrgemeinde Feffernitz vermerkt: Der „Un- glückliche bestieg am Christ-

fest 1826 zwar die Kanzel, konnte aber keine Predigt halten“, worauf dessen Absetzung erfolgte. Der Prediger kehrte nach Siebenbürgen zurück und starb 1848 in Schäßburg. Die Verehrung, die Ludwig Schuller dem Onkel entgegenbrachte, könnte eine Rolle dabei gespielt haben, dass er 1858 dessen Tochter Friederike (1835-1864) heiratete. Der Ehe entstammt die 1860 geborene Betty.

Auch Alfons Haffner erwähnt in seinen Forschungen, dass die Autorenschaft vieler Lithografien, die in der „Lithographischen Anstalt“ von Joseph Wagner in Klagenfurt hergestellt worden sind, nicht eindeutig geklärt werden konnte. Dabei geht es um die Frage, wer die Lithografien gezeichnet und wer sie hergestellt hat. Auch bei den erhaltenen Fotoarbeiten und Glasplatten erweist sich die Zuordnung als schwierig. So hat Konrad Klein die in dem Nachschlagewerk „Die Siebenbürger Sachsen“ (Kraft Verlag, 1993) abgebildete Darstellung von Keisd dem Hermannstädter Fotografen Theodor Glatz zugeschrieben. Im Nachlass Ludwig Schullers gibt es nun ein eindeutiges Beweisstück dafür, dass die Fotografie von Schuller stammt. Problematisch ist in meinem Verständnis in einigen Fällen auch die eindeutige Unterscheidung zwischen Arbeiten, die der Tochter Betty oder dem Vater Ludwig zugeschrieben werden. In dem Werk beider gibt es stilistische Ähnlichkeiten.

Aufgrund des erhaltenen Nachlasses können dem Werkverzeichnis Haffners mindestens 100 weitere Arbeiten hinzugefügt werden, darunter Ölbilder, Entwürfe für Ölbilder, Fotografien, Glasplatten, Aufzeichnungen und Gedichte. Ferner enthält der Nachlass auch einige Arbeiten des Ingenieurs und Künstlers Ludwig von Martens. Am interessantesten dürften jedoch die Kopien sein, die Ludwig Schuller in seiner Studienzeit in Paris im Louvre machen durfte. Dabei handelt es sich beispielsweise um die Kopie eines Ölbildes des britischen Malers Richard Parkes Bonington („Francis I, Charles V and the Duchess of Étampes“), um eine verkleinerte Kopie eines von seinem Schweizer Lehrer Charles Gleyre stammenden Bildes („Les illusions perdues“, es wird auch als „Le soir“ bezeichnet), um eine Kopie des Gemäldes „Titus“ von Rembrandt van Rijn, sowie um zwei Kopien nach Gemälden der französischen Künstlerin Rosa Bonheur („Pflügende Bauern“ und „Heimkehr vom Feld“). Selbstverständlich ist mit diesen Anmerkungen und Ergänzungen die spannende Erforschung des Werkes von Ludwig Schuller noch lange nicht erschöpft.

Hellmut Fabini, Erkner bei Berlin

Fotocollage (Direktabzug von Glasplatte) Gruppe des Feuerwehrvereins



Ausstellung im Schmiedturm

Wilhelm Fabini: Fünfzig Jahre Kunsterziehung

Fünfzig Jahre lang gab der bekannte Schäßburger Künstler und Kunstlehrer Wilhelm Fabini Kunsterziehungsunterricht in Schäßburg. Einen Einblick in diese langjährige Tätigkeit bietet nun die Ausstellung mit dem Titel „Prof. Wilhelm Fabini, 50 ani de educație în domeniul artelor plastice în Sighișoara“ (50 Jahre Kunsterziehung in Schäßburg). Sie wurde am 1. Oktober 2019 im Schmiedturm eröffnet und konnte bis zum 20. Oktober 2019 besichtigt werden.

Die Ausstellung zeigte eine Auswahl von Arbeiten, die während der fünfzig Jahre des von Wilhelm Fabini geleiteten Mal- und Keramik-



Bilder von der Ausstellung im Schmiedturm; alle Fotos: Wilhelm Fabini



Wilhelm Fabini eröffnet die Ausstellung



kreises entstanden sind. Fabini leitete diesen Kreis von 1969 bis 1996 als Kunsterzieher im Schäßburger „Pionierhaus“, das 1990 in „Kinderklub“ umbenannt worden ist. 1997 setzte er die Kunsterziehung ehrenamtlich im Rahmen des Schäßburger Deutschen Forums fort. Zahlreiche Generationen von Kindern und Jugendlichen, welche über die Jahre dieses Freizeitangebot genutzt haben, konnten hier malen, zeichnen und modellieren. Dazu erlernten sie verschiedene Zeichen- und Maltechniken, den Umgang mit verschiedenen Utensilien und Geräten sowie das Formen von Gegenständen aus Ton, die dann auch gebrannt wurden und verschenkt werden konnten. Am Schluss des Schuljahres durften die Schülerinnen und Schüler ihre Arbeiten mit nach Hause nehmen.

Die im Schmiedturm ausgestellten Arbeiten stammen aus dem Bestand, der vom Kunsterzieher jeweils am Ende des Schuljahres organisierten Ausstellungen, oder es handelt sich um Arbeiten, die von den Schülern nicht abgeholt wurden. Die Qualität und Vielgestaltigkeit der Werke war für Wilhelm Fabini der Grund dafür, diese Ausstellung zu veranstalten. Darüber hinaus machte er den Vorschlag, eine ständige Ausstellung solcher Arbeiten oder sogar ein kleines Kindermuseum einzurichten. Die hier ausgestellten Arbeiten könnten dafür den Grundstock darstellen.

Lieselotte Baier, Schäßburg





400 Jahre „Naye Schull“ (1619-2019)

SCHOLA SEMINARIUM REI PUBLICAE – eine Pflanzstätte des Gemeinwesens

Über die Schülertreppe auf dem Schulberg angelangt, fällt der Blick unmittelbar auf eine Treppe aus wenig bearbeitetem Sandstein, der in der Umgebung vorkommt und als Baumaterial verwendet wurde. Viele Generationen von Schülern und Kirchgängern haben diese Stufen im Laufe der Jahrhunderte genutzt, so dass vom Abtreten Spuren in Form kleiner Mulden entstanden sind, und doch hat der Zahn der Zeit kaum etwas an ihrem Aussehen verändert. Sie stellen ein Denkmal vergangener Zeiten dar und könnten sicher viel über das bunte Treiben der Schüler erzählen. Rechts der Treppe fällt der Blick auf ein einfaches hochstrebendes Gebäude, an dem im oberen Bereich die Inschrift - aus manchen Blickwinkeln umrahmt von den Zweigen eines alten Gingko-Baumes - Schola seminarium rei publicae 1619 zu lesen ist. Dabei handelt es sich um ein altes Schulgebäude, das ab Mitte des 20. Jahrhunderts, als es noch Übungsschulklassen für die Schülerinnen und Schüler der Gemischten Pädagogischen Schule beherbergte, spaßeshalber auch latinisiert „Kraderium“ genannt wurde. Der Name bezog sich auf die Schüler der ersten Grundschulklassen, die man „Kradder“ (= Frösche in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart) nannte.

Warum wurde dieses Gebäude in den schriftlichen Dokumenten des 17. Jahrhunderts als „Naye Schull“ (= neue Schule) bezeichnet? Auf dem langen Abschnitt der Ringmauer zwischen Zinggießer-Turm und der Toten-Aussegnungshalle, gebaut auf den Fundamenten des Goldschmiedeturms, hätte man auf dem Platz, auf dem heute die Bergschule steht, einen weiteren Turm erwartet. Nach alten Dokumenten stand hier ein niedrigeres Bauwerk (auf einer Postkarte nach einem Gemälde von 1630 sichtbar), von dem Architekt Kurt Leonhardt annimmt, dass es die Probstei der Bergkirche gewesen sei. Die Außenmauer des Gebäudes war Teil der Ringmauer, deren vergiterte Schießscharten als Fenster dienten, jedoch wenig Licht einströmen ließen. Nach der Reformation verlor die Probstei ihre Bedeutung und wurde seit dem Schuljahr 1607/1608 als „alte Schul“ genutzt. Das geschah, nachdem in diesen Jahren die Schola majoris“ vom Predigerhof auf den Berg verlegt wurde. Damit wurden zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Grundsteine für ein späteres Schulzentrum gelegt, das über die Jahrhunderte von steigender Bedeutung sein sollte.

Da die Räume in der ehemaligen Probstei zu eng und teils zu dunkel waren und nicht genügend Raum boten, erwiesen sie sich als Klassenräume für ungeeignet, so dass eine zusätzliche Lösung gefunden werden musste. 1619, gleich zu Beginn seiner ersten Amtszeit (1619-1621), ließ Bürgermeister Martin Eisenburger die „Naye Schull“ bauen und die Aufschrift „Schola Seminarium Rei Publicae“ anbringen. Diese

beherbergte einen gewölbten Hörsaal und im Stockwerk darüber vier Stübchen als Lehrerwohnungen. Der aufgestockte Zeichensaal wurde erst viel später, 1928 gebaut. Das Erdgeschoss ist in den Hang gebaut und in seiner ganzen Höhe von drei starken Strebepfeilern gestützt. Diese und die vorwiegend aus Stein und wenigen Ziegeln bestehenden Mauern im Erdgeschoss gehören zum ältesten Teil des Gebäudes und waren vor dem Bau der Schule Teil der Grundmauer des Wehrturms, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts zur Ringmauer der Bergkirche gehörte. Das erste Obergeschoss ist weiter oben am Berg von der Längsseite ebenerdig begehbar (s. Denkmaltopographie Siebenbürgens, Band 4.1. Stadt Schäßburg, Herausgeber Christoph Machat, 2002) und war über viele Jahre die Dienstwohnung der Schulbesorgerin. Etwa in der Mitte der Steintreppe lädt eine Tür zum Eintreten in das Gebäude ein.

Als nun die alte und die neue Schule auf dem Berg lagen, wurde auch an einen besseren Zugang gedacht, der 1654 durch den Bau der Schülertreppe gewährleistet wurde. Sie war erstmalig im Druck als gedeckte Treppe auf einem Stich von Johannes Tröster (1666) zu sehen. An die Stelle der „alten Schul“ baute Johann Müller aus Fogarasch (1792-1817) das barocke Gymnasium, das kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert dem neuen, von Stadtarchitekt Orendi gebauten Gymnasium, der uns bekannten Bergschule, weichen musste und 1901 eingeweiht wurde. Das „Kraderium“ mit seinen Schulräumen erfüllt weiterhin seinen Zweck, auch wenn keine „Kradder“ als Übungsschüler in den Schulbänken sitzen.

Wie flink konnte man in den 1950er Jahren, wenn die handgezogene Glocke die große Pause einläutete, über die alten Steintreppen hinaufspringen, wenn Tilla Wolf, in Ihrer Funktion als Besorgerin, damals „Schuldinerin“ genannt, oben unter den Linden vor der Bergkirche und dem Aufgang zum Zeichensaal auf einen Tisch einen riesengroßen, dampfenden Topf mit warmer Milch hinstellte und daneben auch noch einen Berg von frischem, dunklem Brot aufbaute, dessen wunderbarer Geruch den Kindern um die Nase fächelte und unvergesslich bleibt. Beides, Milch und Brot wurde an die Schulkinder verteilt, eine soziale Fürsorgemaßnahme, die vom Staat angeordnet und zur Verbesserung der Ernährung nach vielen Mangeljahren beitragen sollte. Für die Milch musste jedes Schulkind ein eigenes Blechkännchen (meist Marke Emailul Rosu Mediasch) mitbringen, das bei den meisten außen am Schulranzen baumelte. Das gab einiges Gebimmel, wenn morgens alle mit ihrem am Ranzen festgebundenen Töpfchen den Schulberg heraufkamen oder ihn auf dem Heimweg wieder verließen.

*Text und Fotos: Erika Schneider,
Rastatt*



Es geschah vor 75 Jahren

Zu den Fluchterinnerungen von Sara Kenst geb. Reuss



Sara Kenst geb. Reuss

Vor fünfundsiebzig Jahren begann im September 1944 für viele siebenbürgisch-sächsische Gemeinden ein Alptraum: die Flucht, wie auch meine Schulfreundin Sara Kenst geb. Reuss aus Zendersch, sie in ihrer Kindheit erlebt hat. Das ist Grund genug, ihre Erinnerungen an diese schreckliche Zeit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Betroffen waren nicht nur die Nordsiebenbürger Sachsen aus dem Nösner- und Reener Land, sondern auch sieben Gemeinden aus dem Kokelgebiet, zu denen neben Zendersch auch Felldorf, Maniersch, Rode, Zuckmanteln, Katzendorf und Draas gehörten (s. a. Siebenbürgische Zeitung, Folge 14, Jg. 69, 10. Sept. 2019, S. 1). Sie wurden von der deutschen Wehrmacht vor der vorrückenden Roten Armee evakuiert und westwärts mitgenommen. Saras Verbundenheit mit Schäßburg, durch den Schulbesuch ab der fünften Klasse in dieser Stadt und verfestigt durch unsere zahlreichen „Abitreffen“, veranlasst uns, die Aufzeichnungen, unserer leider 2017 verstorbenen Freundin - mit Einverständnis ihrer Familie - in den „Schäßburger Nachrichten“ zu veröffentlichen

Gerda Heitz (geb. Leonhardt), Gummersbach

Die Flucht unserer Familie aus der Sicht einer damals Siebenjährigen, ein Rückblick

Die Dorfidylle in Zendersch wurde im Zweiten Weltkrieg von einem Augenblick zum nächsten völlig zerstört. Schon vorher hatte der Krieg schwere Spuren hinterlassen. Es waren bereits viele Tote zu beklagen unter den Männern und Söhnen, die für das Vaterland in den Krieg eingezogen wurden. Diese Nachrichten wurden damals von uns Kindern durch die Eltern meist ferngehalten.

Am 8. September 1944 spielten wir Kinder sorglos im Hof. Meine Mutter und meine älteren Geschwister, Trini und Hans, waren mit bei der Arbeit beschäftigt. Plötzlich wurde das Tor aufgestoßen. Deutsche Soldaten traten ein und riefen: „Packen und aufbrechen! Die Russen kommen!“

Mein Vater war mähen auf der Trangel. Auf Pferde- und Ochsenwagen wurden einige Sachen geladen und wir Kinder durften obendrauf sitzen. Hans und Trini waren unsere Fahrer. Großvater und Großmutter Reuss waren auch dabei. Unsere Mutter blieb zurück, um auf meinen Vater zu warten und noch einige Sachen aufzuladen. In einem langen Treck fuhren wir Richtung Akasfalva. Hier durften wir im Hof eines guten Bekannten übernachten. Meine Eltern hatten uns bereits mit dem Pferdewagen eingeholt. Am nächsten Tag fuhren wir weiter Richtung Sächsisch Regen. Bei Neumarkt war schon der erste Bombenhagel niedergegangen und zwölf Zenderscher hatten bereits den Tod gefunden, manche bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Uns kleineren Kindern wurde der erschütternde Anblick der Zerstörung und Verstümmelung erspart. Unsere Eltern deckten uns einfach mit Decken zu.

Es regnete in Strömen. Wir wurden in Schotterwaggons einwaggoniert. In unserem Waggon waren zweiundvierzig Leute. Die Reise dauerte circa sechs Wochen.

Der Zug fuhr zuerst Richtung Ungarn. In der Nähe von Komarom, an der Donau hielt er. Einige Männer und größere Buben, darunter mein Bruder Hans, waren jenseits des Flusses gegangen um Verpflegung zu suchen, als plötzlich Fliegeralarm ertönte. Der Zug hielt nahe eines Waldes. Viele liefen in den Wald. Meine Großmutter und meine Mutter blieben im Zug bei meiner Schwester Trini, die schwer an Typhus erkrankt war und ihr Lager aufgrund der großen Schwäche nicht verlassen konnte.

Mein Vater war im Gras neben dem Zug und redete beruhigend auf sie ein. Andreas, Georg und ich wurden von Zenderschern in den Wald mitgenommen und festgehalten. Wir zitterten am ganzen Leib. Die Angst steckte uns in den Knochen.

Dieses eingreifende Ereignis haben wir unversehrt überlebt. Sehr

froh waren wir, als am nächsten Tag die Gruppe mit der Verpflegung wohlbehalten zum Zug zurückkam.

Große Sorge machte uns allen die schwere Erkrankung von Trini. Wir bangten um ihr Leben. Medikamente gab es keine. Der Arzt hatte sie bereits aufgegeben.

Die Reise ging weiter nach Großdeutschland, ins Lager Schwarzbach in Schlesien. Hier waren einige Zenderscher Familien. Wir haben hier in einem Raum mit Familie Kreisler unter dem Burprich gewohnt. Morgens standen wir oft mit geschwellenem Gesicht auf, weil wir nachts von Wanzen gebissen wurden. Mein Vater erhielt eine Anstellung als Metzger in Kesselsdorf. Wir zogen um und konnten kurz aufatmen. Wir besuchten die Schule, schlossen Freundschaft mit den Kindern des Bürgermeisters und konnten uns satt essen. Ich werde nie vergessen, wieviel Hilfsbereitschaft uns hier zuteilwurde. Die Normalität, soweit sie vorhanden war, fand bereits am 15. Februar 1945 ein Ende, als zur weiteren Flucht nach Westen aufgerufen wurde. Unsere Familie konnte sich nicht gleich auf den Weg machen, da unser Vater mit einer Grippe und sehr hohem Fieber im Bett lag und nicht aufstehen konnte. Unsere Mutter war hochschwanger mit dem sechsten Kind.

Nach einigen Tagen hatten die Russen mit ihren Panzern hinter unserem Haus Stellung bezogen. Es wurde scharf geschossen. Das Dach des Hauses ging in die Brüche, die Fenster barsten. Die Angst nistete sich wieder ein. Oft suchte ich mit Georg und Andreas Schutz unter dem Tisch, weil ich annahm, hier könnten die Kanonen und Granaten uns nicht treffen. Mein Vater war kurz davor in die Kreisstadt Löwenberg aufgebrochen, um eine Fluchtmöglichkeit zu erkunden. Die Russen gingen in unserem Haus ein und aus. Wir teilten das Essen mit ihnen. Trini schützte sich vor Übergriffen durch Vortäuschung einer Tuberkulose.

Mein Bruder Andreas hatte recht schnell einige Sätze Russisch gelernt und konnte auf diese Weise meinen Vater vor Erschießung durch die Russen bewahren, als er aus Löwenberg mit erhobenen Händen zu seiner Familie zurückkam.

Am 27. Februar wurden alle Männer zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren nach Russland zur Zwangsarbeit deportiert. Mein Vater war auch darunter. Die Trennung von ihm dauerte fünf Jahre. Wir haben uns erst 1949 in Zendersch wiedergesehen.

Oft waren wir eingekesselt von deutschen Soldaten im Westen und russischen Soldaten im Osten. Es fehlte an Verpflegung. Auch mit deutschen Soldaten haben wir das Essen geteilt. Sie hatten Zwieback und wir gaben etwas Fleisch dazu.

Der Winter 1944-1945 war sehr streng. Wir haben sehr viel gefroren.

Heizen durften wir nicht, um uns durch den Rauchaufstieg nicht zu verraten. Das Haus hatte kein Dach mehr und keine Fenster. Wir saßen angstvoll und verzweifelt zusammen: Großvater und Großmutter Reuss, unsere Mutter kurz vor der Niederkunft und fünf Kinder. Die Front drehte sich. Nun zwangen uns die Russen, unsere Behausung zu verlassen und trieben uns nach Osten. In Kolonnen aufgestellt, begleitet von russischen Soldaten mit geladenen Gewehren, traten wir diese ungewisse Reise an. Panzer- und Kanonendonner waren allgegenwärtig. Abends wurden wir in ein Haus ohne Heizung getrieben. Hier verbrachten wir die Nacht wie in einer Sardinenbüchse. Unter diesen Umständen wurde am 14. März 1945 unser Bruder Michael geboren. Trini hat noch nachts die Hebamme gerufen. Diesen Sohn hat mein Vater nie gesehen. Er ist im Alter von dreieinhalb Jahren am 29. Oktober 1948 gestorben.

Der Krieg tobte. Die Russen wüteten. Tote Menschen und Pferde, ausgebrannte Panzer mit Leichen, Handgranaten, Gewehre und Munition säumten unseren Weg. Der Geruch und die Bilder verfolgen mich heute noch. Ich habe sie nicht verarbeiten können und leide bis heute darunter.

Am 8. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation, traten wir den Marsch zurück nach Kesselsdorf an. Hier fanden wir nicht mehr das vor, was wir kannten. Die russischen Soldaten hatten Kesselsdorf eingenommen. An einem ihrer Pferdewagen hat mein Bruder Hans unsere Pferde Mitzi und Wilma wiedergesehen. Die Begegnung war sehr beeindruckend. Tapfer waren meine Schwester Trini und mein Bruder Hans. Sie sorgten für Verpflegung und übernahmen viel Verantwortung. Im Juli 1945 machten wir uns auf den Heimweg nach Zendersch. Die russische Besatzung schrieb dies vor. Dort erwartete uns die nächste Katastrophe. Unsere Häuser waren von den rumänischen Ansiedlern besetzt. Wir waren enteignet. Unser Vater war noch in Russland. Nun hieß es für unsere Mutter sechs Kinder zu ernähren. Tatkräftig wurde sie von Trini und Hans unterstützt. Heute, nach so vielen Jahren, bin ich beiden für ihren Einsatz und ihre Aufopferung für die Familie von Herzen dankbar. Meiner Mutter und ihnen könnte ich aus Dankbarkeit ein Denkmal setzen.

Gerda Heitz und Sara Kenst geb. Reuss, Heilbronn im Juli 2014, †2017

links Frohnatur Sara Kenst erste v. l.



Sara Kenst 2. v. l.



Klassentreffen Jahrgang 1938: sie gehörte dazu, 5. v. rechts, wer erkennt wen?



Eigene Erlebnisse der Brüder Hans und Georg Reuss

Erinnerungen von der Flucht von Hans

Gleich nach der Kapitulation erschienen zwei Männer bei uns. Es waren deutsche Soldaten. Sie hatten die Uniformen abgelegt und trugen ärmliche Kleidung, die sie in den verlassenen Häusern gefunden hatten. Der jüngere hatte einen Zylinder auf. Sie wollten von Andreas und mir durch den Wald in den nächsten Ort begleitet werden. Dies taten wir auch ohne Misstrauen.

Wollten sie uns als Schutzschild benutzen oder von sich selbst ablenken, wenn sie in Gefahr geraten wären? Den genauen Grund haben wir nicht erfahren.

Die Russen befanden sich auf dem Rückzug nach dem Zusammenbruch. Ein mit russischen Soldaten gefüllter Pferdewagen hielt hinter unserem Haus. Die russischen Soldaten machten hier Rast. Andreas und ich gingen zu den Pferden. Ich piffte und sagte zu Andreas: „das ist unsere Wilma“. Als das Pferd seinen Namen hörte, kam es zu mir. Das zweite Pferd folgte ihm. Dies war unsere Mitzi. Beide Pferde wetzten ihre Nüstern an meiner Brust. Es waren meine Tiere. Die Wiedersehensfreude war so groß, dass ich weinen musste. Wir riefen dann die ganze Familie, um die Pferde zu zeigen. Wir trugen bereits die rumänische Fahne an der Brust. Ein Soldat aus der Ukraine hat dann meinem Großvater auf Rumänisch erklärt, dass sie Mitzi von den Rumänen bekommen und Wilma von den Deutschen genommen hätten. Unsere Pferde hatten sich so wiedergefunden und zogen gemeinsam den Wagen. Traurig war ich, weil ich unsere Pferde nicht zurückbekam.

Als wir eines Tages im Wald Heidelbeeren und Holz für den Winter suchten, hat jemand eine alte, verstörte Frau gefunden. Sie war bei der Flucht verloren gegangen, denn sie konnte schlecht sehen. Zu unserer Überraschung war es eine Zenderscherin – Ungar - von der Kleinen Seite. Auf der Rückreise haben wir jeden Bissen mit ihr geteilt und für sie gesorgt. In Zendersch konnten wir sie heil ihrer Schwester Ungar bei der Kirche abgeben. Diese war nicht geflüchtet.

Hans Reuss, Brackenheim, im Juli 2014

Erinnerung von der Flucht von Georg

Der Krieg war aus. Wir waren wieder zurück in Kesselsdorf. Mein Vater war nicht mehr bei uns. Er wurde bereits nach Russland deportiert. Eines Tages hörte ich, wie Hans und Andreas, planten auf die Jagd nach Hasen zu gehen. Sie hatten bereits jede Menge Munition und Gewehre gesammelt. Mich wollten sie nicht dabei haben, weil ich dafür zu klein sei. Ich war damals sechs Jahre alt. Dieser Ausschluss machte mich traurig. Gerne hätte auch ich etwas zu einem guten Essen beigetragen.

Durch ein Missgeschick ging eine Kugel los und verletzte Hans an der Hand. Unser Großvater Reuss nahm danach den Spaten, grub eine tiefe Grube vor dem Haus und verscharfte die Gewehre und die Munition darin. Sogar eine Panzerfaust war dabei.

Georg Reuss, Lauffen a. Neckar, im Juli 2014



Foto: Hermann Binder

Streiflichter aus der Geschichte der Abrahams in Siebenbürgen

In Reps, Schäßburg und anderen Orten zu Hause

Wenn in dem zu Ende gehenden Jahr 2019 eine Angehörige der siebenbürgisch-sächsischen Großfamilie Abraham auf die Vollendung ihres 100. Lebensjahres zurückblicken durfte, so wollen wir uns zunächst dem in der Weltgeschichte alten Namen zuwenden. Er stammt aus dem Nahen Orient und beinhaltet die Bezeichnung „Vater“, dem man in der Bibel, dem bekanntesten und meistgelesenen Buch aller Zeiten, begegnet. Da in den vergangenen Jahrhunderten auch in Siebenbürgen – als Brauch aus der katholischen Zeit der Siebenbürger Sachsen – überwiegend biblische Namen und Heiligennamen in der Namengebung verwendet wurden und erwiese-

nermaßen aus Vornamen oft Familiennamen entstanden sind, ist es wahrscheinlich, dass der Name Abraham vom Vornamen zum Familiennamen wurde. Hieß einer mit dem Vornamen Abraham und hatte Kinder, so sagte man „das sind Abrahams Kinder“ oder „das sind die Abrahams“. Daraus entwickelte sich in der nächsten Generation Abraham als Familienname. Und so geschah es auch mit vielen anderen Familiennamen (Information nach Kontaktaufnahme mit einem Namenforscher).

Die genealogischen Forschungen haben bei den siebenbürgischen Abrahams, die bis auf das Jahr 1643 erfolgreich geführt werden

konnten, ergeben, dass der Stammvater ein Tomes Abraham, seines Berufes evangelischer Prediger, so könnten Überlegungen dahin führen, dass sich ein tiefgläubiger Verkünder von Gottes Wort aus den Reihen unserer sächsischen Vorfahren diesen Namen zugelegt hat oder, wie oben erwähnt, ein Vorfahre ihn als Vornamen hatte und Tomes Abraham ihn zum Familiennamen machte.

Die Genealogin der siebenbürgischen Abrahams, Frau Meta Phleps, geb. Abraham aus Reps, heute in Baden-Württemberg zu Hause, auch schon nahe biblischen Alters, ist in den alten Repser Urkunden auf den Namen Tomes Abraham gestoßen, der im Jahre 1643 aus der nahe gelegenen Gemeinde Draas, wo er als Prediger tätig war, zum Pfarrer nach Reps befördert wurde. Seither gab es die Abrahams in Reps, die in diesem Marktflecken über die Jahrhunderte als angesehene Familie, oft auch in führender Stellung, bis zum großen Exitus der Siebenbürger Sachsen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert lebten.

Im Laufe der Jahrhunderte ließen sich Repser Abrahams auch in anderen Gebieten Siebenbürgens nieder. So konnte man ihnen in der burzenländischen Gemeinde Petersberg begegnen, aber auch in Kronstadt, wo ein Johann Abraham im Jahre 1794 ein erstes sächsisches Theater gründete. In Hermannstadt ist ein Jacob Abrahami als Patrizier beurkundet, dem dank seiner Tüchtigkeit als Senator und Gubernialrat im Jahre 1721 das Prädikat „Ehrenburg“ verliehen wurde.

Über viele Jahre hin ehrten die Repser Sachsen einen ihrer Söhne namens Daniel Abraham, der im Jahr 1849 einem Aufruf Österreichs folgend, in diesem Revolutionsjahr in einem gegründeten siebenbürgisch-sächsischen Jägerbattalion bei Kämpfen für die Eroberung einer Brücke über den Strell-Fluss (Strei) bei Piski, heute Simeria, sein junges Leben verlor. Einer seiner Brüder, Friedrich Abraham, wurde verdienter Pfarrer in Hamruden, ein anderer, Martin Abraham, Bezirksrichter, um nur diese Familie Abraham aus Reps zu erwähnen. Repser Abrahams ließen sich auch in dem nur 50 Kilometer entfernten Schäßburg nieder. Da wäre der verdiente Bankbeamte Friedrich Abraham zu nennen mit seinen, auch unserer Generation bekannten Nachkommen namens Brandsch, Tausch, Nikolaus und Leonhardt. Ein anderer Zuwanderer aus Reps war der noch sehr junge Fleischhauergeselle Friedrich Abraham, der in die begüterte Familie Fabritius einheiratete, eine in Schäßburg noch nie dagewesene Spiritusfabrik in der Kleinen Mühlgasse gründete, sehr erfolgreich damit war und viel Grund aus dem Ertrag an verschiedenen Stellen des Schäßburger „Hatters“ (= Gemarkung) aufkaufen konnte. Da durch die in den Folgejahren erbaute moderne Spiritusfabrik des Johann Broser das Geschäft nicht mehr so gut lief, gab der Sohn Ludwig die Spiritusfabrikation auf und widmete sich der Bewirtschaftung der vom Vater ererbten und erworbenen landwirtschaftlichen Flächen. Zu gute kam ihm um die Wende zum 20. Jahrhundert die so genannte Kommasation, bei der die auf dem gesamten Gebiet der Stadt in vielen Fällen verteilt liegenden landwirtschaftlichen Flächen zusammengelegt wurden. Er erhielt das 120 Joch große Gebiet des Rohrau-Seifens, einem Seitental der Großen Kokel unterhalb der Stadt Schäßburg in Richtung Dunnesdorf. Nach abgeschlossenem Studium der Landwirtschaft brachte er etwas Neues nach Schäßburg und Umgebung mit. Es waren Hopfensetzlinge aus Böhmen

und er begründete damit den Hopfenanbau auf seinem väterlichen Erbe, der auch für Siebenbürgen insgesamt neu war. Dieser verlangte viel Einsatz, war aber bei guten landwirtschaftlichen Wetterbedingungen eine sehr ertragreiche Frucht. Ludwig Abraham erkrankte an Diabetes, der dazumal noch nicht behandelbar war, und verstarb im Jahr 1917. Sein ältester Sohn Wilhelm Abraham übernahm zunächst die Bewirtschaftung, bis dieser Grundbesitz an die vier Geschwister aufgeteilt wurde. Unter diesen Nachkommen war Dipl. Ing. P. Abraham, der in den Jahren der Enteignung des gesamten sächsischen Grundbesitzes als einziger Hopfenfachmann zum Bevollmächtigten für den Hopfenanbau und seine Erweiterung auf dem gesamten Gebiet Rumäniens ernannt wurde. Soweit in Kürze über die Abrahams in Siebenbürgen. Ein Sonderereignis aktueller Art soll jedoch in diesem Rahmen auch noch seinen Platz finden.

Dora Abraham 100 Jahre alt

Die Jubilarin, zur Zeit verwitwete Dora Székely, geb. Nagy hat am 2. November dieses Jahres als seltenes Ereignis ihren 100. Geburtstag in Wien, im Kreise ihrer zahlreichen Kinder und Freunde erleben und feiern können. Wer ist nun diese Jubilarin? Ganz jung verließ sie Schäßburg, so dass sie der heute lebenden Generation unbekannt ist. Von ihren Schul- und Kränzchenfreundinnen lebt niemand mehr. Zu diesen gehörten: Jutta Müller (Tochter von Dr. Müller/ Sanatorium) spätere Frau von Ing. Wonnerth, Ilse Kovats (spätere Frau von Fritz Adleff) und Hilde Schmidt (spätere Frau von Gerhard Barner).

Der weiter oben genannte Wilhelm Abraham, Mitbesitzer des landwirtschaftlichen Gutes im Rohrau-Seifen, bekannt in Schäßburg unter dem Namen „Putra“, dessen Gesicht bei etwas Aufregung sich wie ein „Putter“ errötete und seine Frau Marie geb. Kundert aus Wien, hatten kein Glück mit Nachwuchs und fanden die kleine Dora bei einer ungarischen Familie im Dorfe Szentdemeter/ Dumitreni nahe Schäßburg. Als sonniges, lachendes Kleinkind fiel die Wahl sehr leicht. Sie entstammte einer kinderreichen Familie, für deren Eltern es eine besondere Ehre war, ihr Kind einer renommierten Familie zur weiteren Erziehung und Adoption übergeben zu dürfen. Dora entwickelte sich erwartungsgemäß außerordentlich gut, wurde ein adrettes, attraktives Fräulein und heiratete sehr jung. Es kamen die Kriegsjahre und das Kriegsende, ihr Mann, namens Römer aus guter Kronstädter Familie, kehrte wegen fehlender Perspektiven nicht nach Siebenbürgen, bzw. Rumänien zurück. Dora lernte in Schäßburg einen jungen Mann, Otto Székely, aus sächsischer Familie kennen. Ebenso wegen fehlender Aussichten auf ein zufriedenstellendes Leben in dem damaligen Ostblockstaat, flüchteten sie eines nachts über die grüne Grenze nach Ungarn und von dort nach Österreich. Hier ließen sie sich im Großraum Wien nieder, heirateten und gründeten eine Familie mit reicher Kinderschar. Neben Brigitte aus der ersten Ehe mit Römer kamen dazu Otto, Dorothea, Sylvia, Heide-Erika, die nun schon längst ihre eigenen Familien haben. Nachdem der Familienvater, der beruflich in der Metallverarbeitung tätig war, bereits seit mehreren Jahren verstorben ist, der älteste Sohn Otto als Betriebsleiter in Singapur tätig war und auch dort verstorben ist, erfreut sich die Jubilarin ihrer Kinder, Enkel und Urenkel in Wien. Die Jubilarin ist für ihr hohes Alter verhältnismäßig gut dran, umsorgt und gepflegt und wünscht sich, noch schöne Jahre vor sich zu haben.

Julius Henning, Pforzheim

Brückengasse 3

Hotel und Restaurant Bur – Erinnerungen

Unterschiedliche Gründe und Äußerungen ließen in mir die Idee aufkeimen, über den „Buren“ und die Brückengasse 3 eine Chronik zu schreiben. Widersprüchliche und irrwitzige Äußerungen und Vermutungen tauchen in Foren im Internet auf. Dazu gibt es einige Bilder mit falschen Kommentaren und Angaben. In meinen Dias, in meinen schwarz-weiß Negativen, in meinen Bildern und Alben habe ich viele Belege für mein Vorhaben gefunden. Es fehlt aber eine Generation, die viele Fragen beantworten könnte.

In den 1960er Jahren tauchte der Begriff „Systematisierung“ auf. Die sozialistische Zerstörungswut hat ganze Arbeit geleistet bis in die Mühlgasse hinein. Das ganze Brückengassen-Viertel gibt es heute nicht mehr. Eine architektonische Wunde klafft heute noch in Schäßburg.

Die Geschichte des Hauses

Auf alten Bildern von Schäßburg, auf denen noch keine Brücke zu sehen ist, kann man ein lang gezogenes Dach sehen. Es ist das Haus, auf dessen Grundmauern das spätere Gebäude des Hotels und der Gastwirtschaft stehen wird. In dem Grundbuch ist vermerkt: „Steinhaus mit 3 und 5 Räumen“ und die Anschrift ist Baiergasse (Bayor utca). **Bild 1**

Die Bauunternehmer Letz errichteten auf dem alten Fundament das neue Gebäude. Der Bau war für die damalige Zeit neu. Die tragenden Wände waren 40 Zentimeter dick. Das Gebäude erhielt ein Mansardendach. Da es in der Straße noch keine Kanalisation gab, erhielt das Haus eine Kleinkläranlage. Auf Kellerniveau befand sich ein recht großes Absetzbecken, das mit zwei im Hof liegenden Klärbecken verbunden war. Das letzte Becken entleerte sich über eine Kanalleitung in die Kokel.

Das Haus wurde als Wohnhaus und Hotel mit Gaststätte gebaut. Es war die Zeit des Zweiten Burenkrieges in Südafrika. So erhielt das Haus den Namen: „Hotel – Restaurant Bur“.

Fließendes Leitungswasser gab es nur im Erdgeschoss und in der Küche der Wohnung. Denn in den Gästezimmern gab es keinen Abfluss. Schäßburg erhielt das Leitungswasser aus den Stadtbrunnen, die auf einer gesperrten Wiese beim Wehr lagen. Das Wasser wurde in das Wasserreservoir auf die Burg, im Umweg, unterhalb der Berg-

Bild 1



kirche gepumpt. Durch den freien Fall entstand der Leitungsdruck. Der „Buren“ war eines der ersten Häuser, in denen Gas zum Heizen und Kochen benutzt wurde. Auch elektrischer Strom wurde frühzeitig eingeführt. Auf dem Dach des kürzeren Gebäudeflügels stand der Masten für die Stromzuleitung. Am Dachboden befand sich die Hauptsicherung. Von hier wurde die Stromleitung in einem verschlossenen Holzschacht zum Sicherungskasten geführt. Die Kupferdrähte waren als getrennte Leitungen auf Isolierkörper montiert. Im ganzen Gebäude gab es nur Aufputzinstallation. Erst nach einem Brand der Hauptsicherung wurde in den 60er Jahren die Installation modernisiert. **Bild 2**

Meine Großeltern, Johann und Regine Graef, kauften am 21. April 1932 das Grundstück und den „Buren“ von Julius Graef, d. h. von der Witwe Johanna Graef, geb. Keller.

Der Großvater, Johann Graef, war von Beruf Mantelschneider. Seine Werkstatt befand sich im eigenen Wohnhaus in der Mühlgasse. Die Veränderungen in der Damenmode machten sich in der Kleinstadt Schäßburg bemerkbar. Trachten wurden im Alltag nicht mehr getragen. Auch der sächsische Alltag auf dem Dorf veränderte sich. Für den Kirchgang wurde „städtische“ Kleidung gewählt. Der Großvater wurde so gezwungen, eine andere Tätigkeit auszuüben. So wurde er Gastwirt erst im Männergangsverein und später, bis zum Kauf, Pächter im „Bur“.

1941 stirbt der Großvater. Die Großmutter führte von nun an die Restauration und das Hotel weiter. Unterstützung erhielt sie von ihrem Bruder Gustav (Goja) Glatz und vom Schwiegersohn Friedrich Breihofer. Da die Geschäfte verhältnismäßig ordentlich liefen, entschied die Großmutter den Dachboden weiter auszubauen und neue Hotelzimmer einzurichten. Die Kriegszeiten hatten auch Schäßburg in die unvermeidlichen Wirren hineingezogen. Russische Soldaten quartierten sich im Hotel, im Hof und in der Gaststätte ein. Um die Schrecken und Plagen leichter zu ertragen, ließ man die Soldaten gewähren. Die Getränke im Keller, Wein, Schnaps und Bier, wurden bis zum Exzess gebeckert. Die marodierenden russischen Soldaten ließen schließlich alles, was nicht niet- und nagelfest war, mitgehen:

Bild 2



das Baumaterial im Hof, Fässer aus dem Keller, Tischdecken, Geschirr und Besteck aus dem Restaurant, Waschtische mit Kannen und Schüsseln aus den Hotelzimmern. Man war froh, das Grauen überlebt zu haben!

Im Winter 1943 verbrühte sich die Großmutter den rechten Fuß mit heißem Schweinefett. Im Sommer 1944 kam der nächste Schicksalsschlag. Der Sohn, mein Onkel Johann Walter Graef, kam in den Kriegskämpfen bei Putki, im heutigen Estland, ums Leben. Und im Januar 1945 wurde meine Mutter Martha nach Russland zu Wiederaufbauarbeiten deportiert. Es sind für Großmutter die schwersten Zeiten. Aber Hotel und Restaurant laufen weiter bis 1949. Der letzte Gast, Vasiliu Alecu, läptar (Milchhändler), ist am 3. Februar 1949 im Gästebuch des Hotels verzeichnet.

Die Großmutter wurde gezwungen das Haus zu verlassen. Da meine Eltern, Martha und Konrad, auch im Haus wohnten, erhielt man das große Wohnzimmer und die Küche. Die Großmutter hatte ihr Bett hinter der Küchentüre stehen und wohnte bis 1957 in der Küche. Die Hotelzimmer wurden an drei Familien zwangsvermietet. Die Gaststätte, der Biergarten und der Keller wurden von der Lokalen Handelsorganisation (OCL) bewirtschaftet und hieß „Restaurant Carpati“. Das Separée und das hintere Gebäude waren lange Zeit an die Handwerksgenossenschaft „Sporul“ vermietet. Im Separée wurden Steppdecken genäht. Später standen hier mechanische Strickmaschinen. Dann wurde es Wohnung. **Bild 3**



Bild 4



Die Aufnahme von 1970 zeigt einen Teil der Brückengasse. Die Spuren der Überschwemmung sind an den Hauswänden noch zu erkennen. Die Überschwemmung von 1975 richtete große Schäden an. Die Holzbrücke wurde von ihrer Stelle gehoben und riss die danebenstehende Bahnbrücke mit. Im Hof des „Buren“ brach das Quergebäude ein. Die OCL beklagte den nun fehlenden Lagerraum und den nicht mehr als Biergarten zu verwendenden Hof. Aufräumarbeiten waren notwendig, um Schutt, Schlamm und den angeschwemmten Unrat zu beseitigen.

Eines Tages tauchte der stellvertretende Bürgermeister auf, Genosse I. Chiriac und versuchte der Großmutter klar zu machen, dass man das rückwärtige Gebäude abtragen müsse. Am Küchenfenster fuchtelte er herum, um sich zu erklären, denn Großmutter verstand nicht, was er da meinte. Die Großmutter war des Rumänischen nicht ganz mächtig. Sie wunderte sich nur, dass man einmal den Eigentümer um Erlaubnis fragt. Im Frühjahr 1976 wiederholte sich der Besuch mit dem gleichen Anliegen. Die Großmutter sollte doch einwilligen, dass die Ruine im Hof beseitigt werde. Jetzt waren es drei Genossen, einer davon in Uniform. Eine Menge Schriftstücke wurden auf dem Küchentisch hin und her geschoben und Blätter verdeckt, während Großmutter etwas schrieb. Großmutter starb am 26. Januar 1977. Sie hatte nicht wissend und hintergangen von den „Herrn“ den Abriss ihres „Buren“ unterschrieben.

Unter dem Vorwand des „Neubauens“ wurden die noch stehenden Gebäude der Brückengasse abgetragen und abgerissen. Im Sommer 1977 mussten wir uns eine Wohnung suchen und ausziehen. Es erfolgten die Abrissarbeiten. 1978 wurden die letzten Reste des „Buren“ dem Erdboden gleichgemacht. **Bild 4**

Im Hintergrund sind die Träger der neuen Zementbrücke zu sehen. Der „Bur“ steht genau in der Kreuzung der vierspurigen Umgehungsstraße mit dem Seilergang und dem Beginn der Baiergasse: Eine Ära ging zu Ende, ein ganzes Stadtviertel verschwand für immer.

Bild 5

Das Gästebuch

Das Gästebuch gehört zu den sehr wenigen Gegenständen, die überlebt haben. Blättert man es Seite für Seite durch, blättert man in der Geschichte. Die Namen der Gäste geben die Volkszugehörigkeit an. Es sind Rumänen, Deutsche, sprich Sachsen. Es sind Ungarn, sprich Szekler. Es sind Juden. Ihre Berufsbezeichnungen gehen vom Schüler,

Bild 5



von der einfachen Hausfrau, vom Handwerker und vom Landmann, über den Handelsreisenden, zum Militärangehörigen bis zum Pfarrer, zum Professor, bis zum Arzt. Sie kommen aus allen Landesteilen, aus der nahen Umgebung, meistens aus Bukarest. Der Aufenthalt ist größtenteils für eine Nacht.

Alle Eintragungen hat die Großmutter handschriftlich gemacht. Die Seiten des Gästebuches sind durchnummeriert und über eine durchgehende versiegelte Schnur verbunden. Der Stempel und die Quittung auf Innenseite des Buchdeckels belegen die Summe von 4040 Lei, die für die Steuermarke (timbru fiscal) der 101 Seiten des Gästebuches gezahlt wurden. **Bild 5**

Auf der zweiten Seite klebt eine Quittung für 1120 Lei, mit der das Hotel die Kur- und Musiktaxen entrichtet.

Das Gästebuch beginnt mit der Eintragung der laufenden Nummer 181 am 20. Juni 1944 und endet mit dem letzten Gast am 3. Februar 1949.

Im Jahr 1944 übernachteten 318 Gäste. Alte, interessante Berufsbezeichnungen, die es heute nicht mehr gibt, fallen auf, z.B. pretor (Prätor) – militärischer Justizbeamter, elev inginer – Ingenieur-Student, preceptor – Hauslehrer, plugar – Landsmann - Bauer, perceptor fiscal – Steuereintreiber, plutonier de jandarmerie – Feldwebel der Landpolizei, picher – Bauaufseher

voiajor – Reisender (wahrscheinlich Handelsreisender).

In den folgenden Jahren sind viele Handwerker unterwegs. Der Krieg ist zu Ende und es sind Zeiten des politischen und wirtschaftlichen Umschwungs. Jeder versucht seinen Beruf wieder ausüben. Es sind Berufe, die produzieren, aber heute nicht mehr erlernt werden. z. B. antreprenor – unabhängiger Unternehmer, dogar – Böttcher, Fassbinde, laptar – Milchmann,

rotar – Radmacher, Wagner, Stellmacher, droghist – Drogist, cizmar – Schuster, der die Schuhe repariert (früher war das der Stiefel- oder Tschismenmacher);

pantofar – Schuhmacher, der herstellende Schuster, im Unterschied zum reparierenden s.o.; früher waren das zwei unterschiedliche Berufe: der Stiefelmacher und auch Instandsetzer der Stiefel, wobei der Schuster sowohl Schuhe herstellte und sie auch reparierte.

Eine neue Berufsbezeichnung taucht auf: functionar BNR – Beamter der Nationalbank.

Das Gästebuch wurde täglich kontrolliert und dabei sogar die Uhr-

zeit angeführt. Zwischen 23.30 Uhr und ein Uhr fanden die Kontrollen statt. Die Seiten sind übersät mit Eintragungen der Kontrolle. Für die riesigen Unterschriftschleifen und die handschriftlichen Bemerkungen reicht der rechte Rand des Registers meist nicht aus.

Am 27. August 1945 ist folgender Eintrag vermerkt: „Vorgefunden 2 Anmeldescheine mit unleserlichen Namen und im Register des Hotels nicht eingetragen. Die Personen sind im Hotel nicht anwesend.“

Bild 6

Ab 19. Juni 1947 erscheint zum ersten Mal die Vermietung von Zimmer 5. Das ist das Zimmer, das bisher zur Wohnung gehörte. Es ist wahrscheinlich eine Entscheidung, die durch eine zunehmende Gästezahl zu sehen ist. Oft sind die Zimmer auch mit zwei Personen belegt.

Ab Juli 1947 ist eine neue Spalte eröffnet. Es werden die Ausweise der Gäste eingetragen. Dazu gehören: „Biroul Populației Nr...“ (Bevölkerungs-Amt Nr. ...); „Carnet CFR“ – Mitgliedsbuch der Rumänischen Eisenbahn; „Certificat com. Comert Ploiești“ - Ausweis der kommunalen Handelsorganisation Ploiești.

Und etwas später wird auch der Grund der Reise (Motivul venirii) vermerkt. So heißt es: „interes personal“ - persönlicher Grund; „interes de serviciu“ - berufliche Interessen; „frate bolnav la spital“ - kranker Bruder im Krankenhaus; „vinde la piața“ - verkauft auf dem Markt; „in trecere la Cluj“ - auf der Durchreise nach Klausenburg; „defect la mașina“ – Defekt/ Panne am Auto. Alles sind Zeichen einer neuen wirtschaftlichen Entwicklung und der Zwang, sich an die neuen politischen Lebensumstände anzupassen.

In der Spalte der „Berufe/Auftrag“ (profesia/misiune) tauchen neue Bezeichnungen auf. So sind: blănar – Kürschner; instructor UTM (Uniunea Tineretului Muncitor) – Instruktor UTM.

Auch die Anzahl der Gäste ist verhältnismäßig hoch. 1947 sind es 478 Personen.

Das Jahr 1948 bringt ganz neue, bis dahin nicht genannte, Berufsbezeichnungen mit. Es tauchen auf: „artist“ - Künstler; „ziarist“ - Journalist; „mecanic“ - Mechaniker, „agricultor“ - Landwirt; „sofer“ - Chauffeur; „mecanic agricol“ - Mechaniker für landwirtschaftliche Maschinen; „profesor“ / Lehrer; „tăbăcar“ - Gerber; „avocat“; „vinzător la cooperativă“ - Verkäufer bei der Genossenschaft.

Ein seltsamer Eintrag für die damalige Zeit lautet: Beruf - „contabil la penitenciar Sighisoara“ (Buchhalter am Gefängnis Schäßburg) und

Bild 6

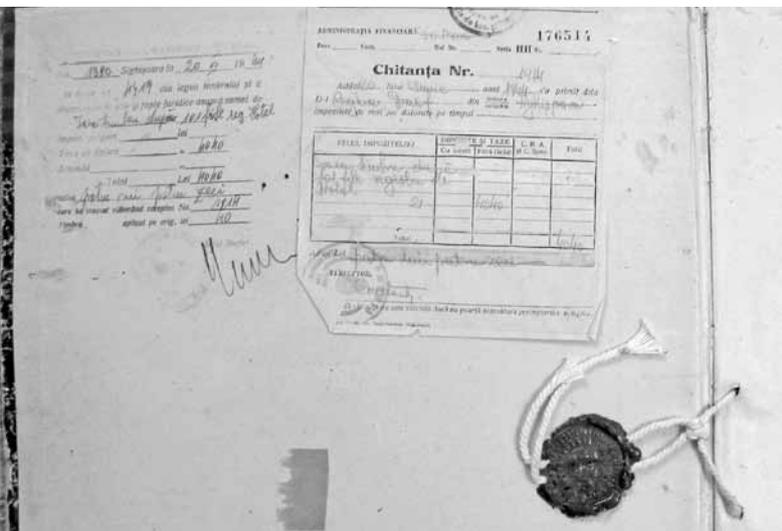
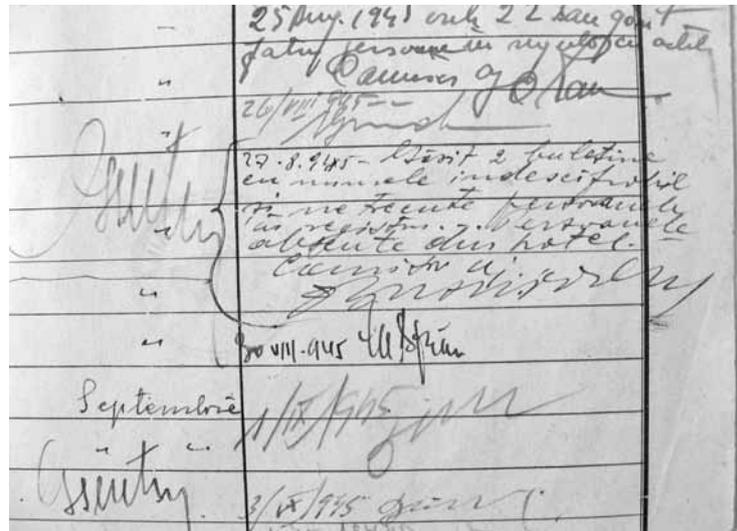


Bild 7



in der Spalte „Motivul venirii“ (Grund der Reise) steht: „Nu are locuinta“ (er hat keine Wohnung).

Auch der „Grund der Reise“ klingt schon anders. z.B. „inspectie la ...“ - (Inspektion bei/von ...); „control la ...“ - Kontrolle von/bei ...); „ordin de la minister“ - (ministerielle Verordnung); „proces la tribunal“ - (Prozess beim Gericht); „consfătuire federală“ - (föderale Beratung); „sedinta de plasa la PMR“ - (Kreissitzung bei der Rumänischen Arbeiterpartei); „conferință la prefectură“ - (Sitzung bei der Präfektur).

1948 übernachteten im Hotel 749 Gäste.

Das Gästebuch endet am 3. Februar 1949. Wahrscheinlich ist das Hotel nationalisiert & enteignet und die ersten Familien werden als Mieter in die Zimmer eingewiesen. Der Großmutter und meinen Eltern wurde ein Auszug aus dem Haus nahegelegt.

Die Mittagskarte vom 13. August 1944: Die Mittagskarte ist ein weiteres Erinnerungsstück, das die Zeit überlebt hat.

Man schreibt das Jahr 1944!

Liest man aufmerksam das angebotene Menü, stellen sich unwillkürlich viele Fragen. Woher hat Großmutter die Lebensmittel bezogen? Einen Engroshandel hat es zu der Zeit nicht gegeben. Rindfleisch, Kalbfleisch und Schweinefleisch sind auf der Karte angeboten. Sogar Gänsebraten! Tiefgefrorene Lebensmittel gab es damals noch nicht.

Es gab einen großen Kühlschrank. Im wahrsten Sinne ein Schrank, einen Holzschrank, der innen Blechverkleidung besaß. Es gab mehrere übereinander angeordnete Fächer. Jedes Fach hatte seine gefütterte, fest mit Riegel, verschließbare Tür. Seitlich am Schrank gab es eine Kammer, in die täglich gelieferte Eisblöcke eingefüllt wurden. Unterhalb der „Eisblockkammer“ befand sich ein Hahn, um das Tauwasser zu entfernen. Wie groß konnten da Vorräte sein?

Mittagskarte

Das Sauerkraut war bestimmt aus dem Fass. Wenn es nicht selbst eingelegt war, stammte es von Ida Homner, in der Brückengasse einige Häuser weiter. Die Sauerteiggurken wurden nur mit frischen Gurken gemacht. Immerhin drei Salate im Angebot!

Günstig ist das Tagesmenü. Schon die Möglichkeit der Wahl ist erstaunlich. Auch wenn die Preise hoch erscheinen, es ist noch das alte rumänische Geld. Erst 1947 erfolgt eine Währungsreform. So ist anzunehmen, dass der Normalbürger damit zu Recht gekommen ist.

„Schwarzer Kaffee“ und „Türkischer Kaffee“ sind nicht zum gleichen Preis angeboten. Beim „Türkischen Kaffee“ muss es sich um Bohnenkaffee gehandelt haben. Eine aufwendige Mehlspeise (=Kuchen) wurde angeboten: Cremeschnitten. Zwei Weine und Bier gehörten zum Tagesmenü.

Bei Bandy und Jinka

Der „Bur“ hat viele Veranstaltungen, Festlichkeiten und Familienfeiern erlebt. Kleine Gesellschaften trafen sich im Separee. Dazu gehörte auch der Antialkoholverein. In dem ebenerdigen, holzgetäfelten Raum traf man sich gern in froher Runde und zu später Stunde. Dann durfte nur der Großvater bedienen und auftragen. Es war doch Herrenrunde! Die Küche verfeinerte die Speisen mit Wein und der „kleine Schwarze“ für danach wurde mit Rum und Cognac abgerundet. Das Sodawasser stand aber als Alibi auf dem Tisch.

Ab den 1934-er Jahren gab es in Schäßburg Lokalverbot für die jüdischen Bürger. So musste in dem Auslagenfenster das Verbotsschild angebracht werden. Großvater hat es widerwillig getan, denn mit den Juden wurde der Einkauf getätigt. Die Blau, Grossmann, Mehler und Feininger wurden trotzdem als Gäste bedient. Dafür war das Separee, der nicht einsehbare Raum. Das Restaurant wurde über den Nebeneingang unter dem langen, dunkeln Torbogen betreten. Manchmal

Bild 9



Bild 8

RESTAURANT „BUR“ <small>prop. R. GRAEF, Sighisoara - Schäßburg</small>	
Lista de prânz - Mittagskarte	
<p>supă, vin și apă caldă în număr sau la fel și amestecat și pe abajur</p> <p style="text-align: center;">Menu fix, 3 feluri 120</p>	
Ciorbă	Tuciorba
Sopă de carne în crava de ficat	Sopă de carne și pește
Proșot de vacă în număr	Gek. Rindfleisch mit Komp.
Tocană amestecat	Gemischte Tokane
Tocană paprică de vitel	Kaltspörkölt
Șnițel de carne	Bratunest
lăptăș	Leberwurst
Gâscă la țară	Gans Braten
Nelăptăș	Leberwurst
Murături:	Salate:
Nănni mură	Sauerkraut
Salată de castravete	Gurken Salat
Salată murată	Sauerteig Gurken
Prăjituri:	Mehlspeisen:
Plăcintă în număr	Kremeschnitten
Băuturi: 1 kg vin de masă	Getränke: 1 Liter Wein Tischwein
1 kg vin roșu	1 Liter Wein Essenz
1 kg vin alb	1 Liter Wein
1 sticlă de bere	1 Flasche Bier
1 țep de bere	1 Glas Bier
1 sticlă sifon	1 Flasche Soda
1 sticlă apă minerală	1 Flasche Mineralwasser
1 gvarț	1 Schwarzer Kaffee
1 cafea turcească	1 Türkischer Kaffee
1 ceai	1 Tee

Sighisoara - Schäßburg, 13. VIII. 1944

auch über die Küche, weil dann eine Lieferung vorgegeben wurde. Großmutter ist Zeit ihres Lebens von einigen dieser Familien ehrenvoll, höflich und freundlich geschätzt worden. Auch wenn höhere Verwaltungsfunktionen bekleidet wurden und man den Schein des kommunistischen Parteigenossen werden musste.

Es klang immer eine Bewunderung mit, wenn es „bei Jinkatante“ eine Feier oder ein Familientreffen gab. Man erinnerte und erinnert sich gerne daran. Die vielen Geburtstage verteilten sich von Januar bis Dezember über das ganze Jahr. Dazu kamen die Namenstage, so auch Taufen, Konfirmationen, Kränzchen und außergewöhnliche Familienfeiern. **Bild 9**

Eines der wenigen Bilder auf dem die Großeltern zu sehen sind. Großmutter trägt Hut. Und die Kinder der Nachbarschaft waren mit dabei. Die Jahre 1942 bis 1949 haben wenige Anlässe zum Feiern gegeben. Man war damit vereinnahmt die zeitgeschichtlichen Ereignisse zu überstehen.

Hochbetrieb gab es im „Buren“ an allen nationalen und internationalen Feiertagen, nach jeder Sportveranstaltung, nach jeder Massenveranstaltung. Mit „Trăiască ...“-Losungen marschierte man von der Alten Post los. Die Menschenmassen zogen nach Betrieben, nach Schulen, nach Sportclubs geordnet durch die ganze Stadt, durch die Baiergasse. Voran gewöhnlich die Blasmusik. Endstation war immer im „Bur“. Unter dem hohen Tor stapelten sich dann Fahnen, Losungen, Spruchbänder, Plakate und Bilder der politischen Prominenz. Jetzt wurde erst gefeiert!

Über die Weißkircher-Straße oder den Seilergang strömten die Sportbegeisterten zum „Bur“. Ob Sieg oder Niederlage, alles wurde hier ordentlich „begossen“ und der Hunger gestillt. Im Herbst erhielt der Sommergarten („Grădina de Vară“) eine große Aufschrift: „Mustărie“ (Mostschenke). Und es gab eine kulinarische Köstlichkeit mehr: die Pastrama. **Bild 10**

Schon früh am Morgen war der Sommergarten eingedeckt und man erwartete die Gäste.

Für uns Kinder war der Sommergarten, der Biergarten der tollste Spielhof. Wenn die Tische und Stühle noch nicht herausgestellt waren, noch kein Freiluftbetrieb war, lagen für uns Quadratmeter zum

Bild 10



Spielen bereit. Voraussetzung war jedoch: Nicht grundlos brüllen, keine Fensterscheiben zerdeppern oder einschlagen, den Ball nicht an die Wände und Türen ballern, die Wein- und Bierkisten nicht zur Markierung des Spielfläche benutzen oder die Bierfässer beschädigen. Acht Kinder, die hier wohnten, waren immer dabei. Sobald der Ball aufgeschlagen wurde, ergänzte sich die Mannschaft. Die Nachbarkinder stiegen über die Gartenmauer, über das Dach des Warenlagers oder über die Lindenbäume. Gicu Lazăr mit Bruder, Vasile und Petru, die Branițiăiște- und Dilo- Geschwister standen zum Spiel bereit. Es gab kein: „Ba, țigane“, „mă sasule“, „ce trei bosgore“! („Du Zigeuner“, „he, du Sachse“, „was willst du, Szekler“!) Die Mannschaften wählten sich von allein. Man spielte bis zum Dunkelwerden.

Im Sommer 1961 erhielt das Restaurant neue Tische und Stühle. Die Stühle waren in weißes Papier gehüllt und verschnürt. Das Personal, das die Möbel auspackte, streifte großzügig die Verpackung ab und warf links und rechts das Papier hin. Was trieb uns Kinder der Spaß, uns gegenseitig zu verpacken! Das war die erste Verhüllungsaktion noch viel vor Christo! Ein erstes „Kunst-Event“! **Bild 11**

Schlusswort

Heut weiß kaum ein Schäßburger, dass es den „Bur“ gab. Selbst beim Katasteramt kennt man das Brückengassenviertel nicht. Obwohl der offizielle Namen „Restaurant Carpați“ war, ist man immer „la Bur“ gegangen. Eine Naturkatastrophe hat die Umsetzung der „sistemalizare“ beschleunigt und den Untergang eines historischen Viertels bewirkt. Eine sinnlose viersourige Straße überdeckt auf ca 800 Meter eine wirtschaftliche und zeitgeschichtliche Fehlentscheidung. Die entstandene Wunde hat sich wie ein Geschwür in den alten Stadtkern gebohrt.

Die Erinnerungen sind eine Kurzfassung einer von mir erstellten Chronik über das „Hotel und Restaurant Bur“. Alle Fotos und Reproduktionen sind Eigentum des Autors; die Grundlage der Chronik beruht auf dem Grundbuchauszug.

Konrad Arz, Gummersbach

Bild 11; Von rechts nach links: Karli Tuli, Hanzi Folberth, Ingrid Arz, davor Susanne Folbert, Erika Petrov, Otti Tuli, Koni Arz



Die Lottitante und der Orientexpress

mit anderen wahren Familiengeschichten

Um zur Geschichte der Lottitante zu gelangen, sei es mir erlaubt, etwas weiter zurückzugreifen. Es begab sich bereits um das Jahr 1735, als sich ein Hermannstädter Riemenmeister samt seinem Gesellen, Johannes Henning, mit einem Pferdegespann auf den Frühjahrsjahrmarkt nach Schäßburg aufmachte, um die über den Winter erzeugten Riemenwaren feilzubieten. Etwa 3 km vor Erreichung des Zieles, im Bereich der jedem Schäßburger bekannten Attilashöhe (Atelshill), wurden sie bei noch dunkler Nacht plötzlich von Heiducken überfallen und total ausgeraubt, einschließlich Pferdegespann mit der gesamten Ware. Per pedes gelangten sie nach Schäßburg, wo der Meister seinem Gesellen Henning erklärte, ihn angesichts des Raubüberfalls und des Verlusts seiner Ware, nicht mehr halten zu können und ihm nahe legte, er solle sehen, ob er nicht in Schäßburg etwas für sein weiteres Fortkommen finden könne. Glücklicherweise fand er einen Meister, der ihn einstellte. Dort arbeitete er sich gut ein und stieg bald selbst zum Meister auf. Seither gab es in Schäßburg im Bereich des Handwerks auch Hennings.

Zur vierten Generation zählte mein Großvater Karl Henning (1835-1906). Durch den frühen Tod seiner Eltern trat er in der Werkstatt seines ältesten Bruders eine Lehre zum Kupferschmied an. Es folgten Wanderjahre, die ihn bei Aufnahme von Arbeit überall bis nach Paris und London führen sollten. Nach Schäßburg zurückgekehrt eröffnete er an seinem Wohnsitz in der Großen Mühlgasse eine eigene Kupferschmiedewerkstatt. Nach seiner Heirat stellte sich ein großer Kindersegen ein und es hieß, dass er, wenn es notwendig wurde, selbst den Esstisch verlängerte, da außer der Familie auch Lehrlinge mit am Tisch zu sitzen hatten. Im Jahr 1894 erhielt er in Zusammenhang mit der Generalüberholung des Stundturms von der Stadtverwaltung einen schönen Auftrag zur Erstellung eines neuen Turmknopfs. So kam es, dass eines Tages die Honoratioren der Stadt in Großvaters Werkstatt erschienen, um an einer bestimmten Verschweißungszeremonie der beiden neu erstellten Turmknopfhälften dabei zu sein. Auch wurden vor dem Verschweißen in den Turmknopf Schriften und Münzen hineingelegt, die auch heute nach 125 Jahren und wer weiß, wie lange noch dort schlummern!!

Lottitante umringt von ihren Klavierschülern



Und nun zu Lottitante: In diesem Umfeld einer zahlreichen Familie wuchs Charlotte Henning als älteste Tochter des Kupferschmieds Karl Henning (1871-1951) auf. Durch ihre musikalische Begabung wurde sie Klavierlehrerin. Alle acht Kinder der Familie, vier Söhne und vier Töchter hatten einen ordentlichen Beruf erlernt. Zwei der Töchter hatten dazu noch einen Gesangskurs besucht, da sie sich auch als Opernsängerinnen betätigten. Die strenge und ehrgeizige Mutter hatte das Ziel vor Augen, ihre Kinder in den Intellektuellenstand der Stadt aufsteigen zu lassen. So kam es, dass den Söhnen ein Studium ermöglicht wurde und dafür die Töchter allein das Vermögen der Familie erbten.

Lottitante – Charlotte, war die älteste Schwester meines Vaters, also meine Tante. Als anfangs gesuchte Klavierlehrerin erlitt sie bereits in verhältnismäßig jungen Jahren eine Ohrenentzündung mit folgender Operation. Eine leichte Taubheit stellte sich ein, die jedoch im Laufe einiger Jahre so voranschritt, dass sie alsbald ihren Beruf aufgeben musste. Schwester Selma wurde früh Witwe, und so kam es, dass die beiden Schwestern zusammenwohnten und einen gemeinsamen Haushalt führten. Finanziell waren sie, wenn auch bescheiden, durch Vermietung von Wohnungen und Werkstätten in zwei Häusern der Stadt, die ihr Privateigentum, doch relativ gut abgesichert. Lottitante, die man irgendwie ihres Gehörschadens wegen bedauerte, genoss eine große Aufmerksamkeit in der Familie. Um im Winter keine Heizkosten zu haben, wurden die beiden, Selma von ihrer Tochter und Lotti von ihrer in Kronstadt lebenden, gut verheirateten Schwester Dorothea eingeladen. Diese war so spendabel, dass sie ihnen die Fahrkarten für die Fahrt mit dem Orientexpress Paris-Budapest – Konstantinopel für die Strecke von Schäßburg bis Kronstadt löste und ihnen zuschickte. In Schäßburg wurde bereits einige Tage vor der Fahrt der Fiakerbesitzer namens Horvath für 9 Uhr morgens bestellt. Der Orientexpress passierte Schäßburg täglich um die 10te Vormittagsstunde und hielt jedes Mal auch an, obwohl es Tage gab, an denen niemand ein- oder ausstieg. Wenn es meinem Vater möglich war, erschien er auch und begleitete die Schwestern zum Bahnhof. Lottitante, gekleidet mit dem Besten, was sie hatte. Extrem altmodisch gekleidet mit Hut und Schleier erwartete sie, von den Passanten gesehen zu werden. Am Bahnhof traten sie in den Warteraum erster Klasse ein und ertrugen mit Geduld noch eine Stunde des Wartens. Dann stiegen sie direkt in den Speisewagen ein. Wie weit sie da die Börse öffneten, entzieht sich meiner Kenntnis.

In den Nachkriegsjahren, nach 1945 waren alle miteinander verarmt, fanden die Winterfahrten nach Kronstadt dennoch weiter statt, allerdings musste der Personenzug zweiter Klasse herhalten, mit dem man nun nicht mehr zwei, sondern vier Stunden zu fahren hatte.

Lottitante war eine sehr angenehme Frau, hatte manches Mal aber auch das Bedürfnis zu zeigen, dass sie auch da sei und Respekt erwarte. Am glücklichsten war sie, wenn man mit ihr Schach spielte. Mehrere Jahre hindurch wohnte ich mit meinen Eltern zur Miete bei Lottitante am Schäßburger Marktplatz und bei etwas hellhörigen Wänden hörte man sie um die dritte Mittagstunde oftmals ihre Schwester Selma fragen: „dränken mer den Kaffee“? (trinken wir den Kaffee) mit einem langen „e“ ausgesprochen. Das waren noch Zeiten!

April- und Maispässe

Der Schäßburger ist im Sachsenland für seinen Witz bekannt, in den oftmals derbe Ausdrücke einfließen und der in argen, oft beleidigenden Scherzen ausarten kann. Allerlei Boshaftigkeiten werden besonders zum 1. April erdacht, denn es heißt: „Morgen ist der 1. April, da schickt man den Narren wohin man will“. Das beginnt schon im Kindesalter, wenn man versucht, einen „Aprilenzaiku“ zu finden: Ein Kind versucht das andere zu vernarren indem es sagt: „Dein Schuhbandel ist offen“, oder „Du hast ein Loch im Strumpf“, oder „Der Knopf an der Jacke ist abgerissen“. Wenn der Andere erschrocken reagiert, heißt es: Aprilenzaiku!

Die größeren Schüler erlaubten sich schon gröbere Witze. Karl Hann erzählte mir, was sie sich mit der Musiklehrerin, die im Pfarrgässchen im Eckhaus gegenüber dem Bezirkskonsistorium wohnte, mal erlaubt haben. Da auf der Burg die Keller von der Gasse her geöffnet wurden, lief einer der Jungen ins Zimmer zu Frau Ballmann und meldete ihr, die Kellertüre sei sperrangelweit offen und drinnen bedienen Räuber sich vom Wein. Erschrocken lief sie auf die Gasse zur Kellertür, wo alles in Ordnung war. Die frechen Jungen aber waren hinter der Ecke des Hauses versteckt und riefen: Heute ist der 1. April!

Als ich etwa 10 Jahre alt war, führte das Schuhgeschäft „Ibsen“, das seinen Laden gegenüber vom „Misselbacher“ hatte, sehr schöne Schuhe. Am 31. März veröffentlichte die Firma „Ibsen“ eine Anzeige, am nächsten Tag, dem 1. April, werde die Ware der Firma „LIRPA“ kostenlos zu haben sein. Da es dem Schulende entgegenging und ich so schrecklich gerne auch einmal schwarze Lackschuhe haben wollte, überzeugte ich meine Mutter, mir ein paar Lackschuhe für die Schlussfeier zu erstehen, zumal sie ja am nächsten Tag gratis zu erhalten seien. Die Leute stürmten den Laden, der Namen der Firma wurde ihnen von rückwärts – APRIL – vorgelesen, manche lachten,

andere fluchten. Der Scherz war gelungen und wir waren die Lackierten. Im Untergymnasium war es fast schon Tradition, dass die Jungen und Mädchen am 1. April die Schule tauschten – damals waren Mädchen- und Jungenschule in getrennten Gebäuden. Der Spaß war groß, besonders bei den Schülern, wenn sie die Reaktion der Lehrer sahen. Einige Lehrer gingen auf den Schülerwechsel nicht ein und taten so, als sei alles wie immer, was die Schüler enttäuschte. Andere Lehrer machten nun ihrerseits Späße mit der „anderen Besetzung“. Ein ehemaliger Schüler berichtet, Hans Theil (Costache), der in der Jungenschule unterrichtete, habe sich am Ende der Stunde bei den Mädchen bedankt und gesagt, er habe noch nie eine so nette Schulklasse gehabt.

Das im Raum des Hygieneunterrichts von Dr. Markus Pitz stehende Skelett verkleideten die Schüler als Frau mit BH, kurzem Rock und Perücke. Obwohl Dr. Markus ein Spaßvogel war meinte er, das sei ein „blöder Witz“.

Die Aprilscherze können ergänzt werden, sicher haben auch andere Leser der Schäßburger Nachrichten andere erlebt.

Was den 1. Mai angeht, so erinnere ich mich an zwei Varianten eines kurzen Gedichtes, das die Schüler am 30. April an die Tafel schrieben:

„Heute ist der 1. Mai, alle Schüler bitten frei,
wollt ihr diesen Tag uns schenken,
wollen wir immer an euch denken.“

Oder: „Heute ist der 1. Mai, alle Schüler bitten frei,
wer uns diesen Tag nicht will schenken,
der soll sich den Fuß verrenken.“

Wiltrud Baier, Schäßburg

Meine kleine Schwester wurde 80!

Es war im Frühjahr 1939. Ich saß mit meiner Mutter im Zimmermannschen Garten, die ersten Frühlingsblumen blühten, die Bienen summt. Familie Zimmermann war noch in ihrem Winterquartier in der Baiergasse, wo sie ein Geschäft mit Lederwaren betrieb. Der Sommergarten mit Häuschen gehörte zur Lederfabrik I.B. Zimmermann in der Kokelgasse, wo mein Vater als Betriebsleiter angestellt war. Im Fabrikshof gab es zwei Wohnungen für den Betriebsleiter und den Betreuer des Maschinenparks.

Meine Mutter, die selten Zeit hatte, saß still, ich neben ihr. Sie schien etwas am Herzen zu haben, das sie mir mitteilen wollte. Und richtig, sie vertraute mir ganz geheimnisvoll an, dass ich im Herbst ein Geschwisterchen bekommen würde. Ich war 8 Jahre alt und hatte keine Ahnung, woher jetzt noch ein Geschwisterchen kommen sollte, hatte ich doch schon drei Brüder. In meiner Angst, es könnte noch ein Bruder sein, wünschte ich, es solle tot geboren werden. Sollte es aber ein Schwesterchen werden, solle es immer so klein bleiben, damit ich auch jemanden zum Spielen habe, denn die drei Brüder konnten mit mir nichts anfangen. Wie meine Mutter auf meinen Wunsch reagierte, weiß ich nicht mehr. Sie erklärte mir jedoch sehr ruhig und gefasst, wie schön so ein kleines, lebendiges Wesen doch sei und wenn es ein Mädchen werde, umso schöner.

Im Spätsommer wurde tatsächlich ein Mädchen geboren, das auch den Buben Freude machte. Besonders als es zu laufen und plappern begann, hatten wir vier viel Spaß mit ihm. Wir taten es schwere Wörter sagen und lachten uns krumm, wie es die wiederholte. Wir lehrten das Schwesterchen, es habe „X-Fussi“, ein „Stupsnasi“ und

„Schweinskuki“ – weil das „s“ mit angestoßener Zunge ausgesprochen wurde. Meine Mutter machte sich Sorgen, was aus ihm werden solle, wenn jeder seinen Spaß mit ihm treibe. Es wurde aber ein liebes, großes Schwesterchen, das wir alle gerne hatten und das auch immer für einen Dienst für die großen Geschwister zu haben war.

So ergab es sich, dass die kleine Schwester als Schülerin Zettelchen für ihren Lehrer mitnahm, der zufällig ihrer großen Schwester den Hof machte. Oder sie brachte ihm kleine Geschenke in sein Quartier und war sehr stolz auf diese Botengänge. Kam ihr Lehrer zur großen Schwester zu Besuch, hieß es im Haus: „Dein Herr Lehrer“ ist hier. Später, als der „Herr Lehrer“ ihre Schwester geheiratet hatte, spielte, sorgte und wanderte sie sehr oft mit ihren drei Nichten.

Die Jahre vergingen und sie gründete auch eine eigene Familie. Da sie den Ehemann verloren hat, die beiden Söhne ausgewandert sind und die Enkel die Oma nicht mehr benötigen, blieb sie in Schäßburg. Sie ist hilfsbereit, nicht nur wenn die Familie sie braucht, sondern auch in der Gemeinschaft, wo sie ein reiches Betätigungsfeld hat. Kürzlich wurde sie Nachbarmutter, macht in allen Chören mit, besucht alle angebotenen Kulturveranstaltungen, betreut einige „Sorgenkinder“ der Gemeinde und nicht zuletzt ihre „alte“ Schwester. Und sie ist immer zur Stelle, wenn Rat und Tat benötigt werden.

Im August erfüllte Roswitha Lahni, geb. Wagner, ihr 80. Lebensjahr. Gott schenke ihr noch viele gesunde und aktive Jahre.

Wiltrud Baier, Schäßburg



Roswitha Lahni geb. Wagner
Foto: Luise Stephani

Auf leisen Sohlen, Annäherung an Katzendorf

Buchbesprechung

Durch ihre Ernennung zur Dorfschreiberin der Gemeinde Katzendorf kommt Dagmar Dusil in einen ihr weitgehend unbekanntes Teil Siebenbürgens das Repser Gebiet am Rande des Haferlandes, in dem sie von Oktober 2017 bis Oktober 2018 viel Zeit verbringen wird. Sie stellt sich der Herausforderung einer Aufgabe, die Einfühlungsvermögen, Verständnis für Situationen und Einzelschicksale innerhalb einer im Wandel befindlichen Gemeinschaft verlangt. Mit ihr erfährt die Dorfschreiberfunktion ihre fünfte Auflage. Die Idee, für ein Jahr einen Dorfschreiber oder eine Dorfschreiberin zu benennen, stammt vom Dichter und Filmemacher Frieder Schuller. Er hat das Pfarrhaus von Katzendorf, in dem er geboren wurde, von Grund auf renoviert und erweitert, und damit auch eine Begegnungsstätte kultureller Tätigkeiten geschaffen, die Sommer für Sommer ihre Türen öffnet. Das Dorfschreiberfest ist bereits bekannt und entsprechend gut besucht.

Als Dorfschreiberin zeichnet sie ein rezentes, facettenreiches Bild der Gemeinde Katzendorf, das besonders im Wandel Vieles zu bieten hat. Sie findet hier Spuren vergangener Zeiten, die von neueren überprägt sind: ein Puzzle von Alt und Neu, nicht allein im Dorfbild, sondern auch in den Betätigungsfeldern der Bevölkerungsgruppen. Die Dorfschreiberin versucht, den „Atem des Dorfes zu hören, etwas von der Seele des Dorfes einzufangen, den Kreislauf der Natur zu beobachten, in die Bewohner hinein zu horchen“, um ihre Probleme zu verstehen. Es ist das Gesamtbild einer durch ihre Kirchenburg und die Häuserzeilen siebenbürgisch-sächsisch geprägten Gemeinde, die sich im Wandel befindet, noch ihren Charakter bewahrt hat und doch schon ganz anders ist. Zwei Welten greifen hier ineinander. Es gibt Menschen, die am Alten festhalten und die Dinge rückwärts gewandt betrachten, das Neue kaum annehmen wollen, aber doch mit einer neuen Realität konfrontiert sind. Die zeigt ihnen, dass die Zeiten sich vollkommen gewandelt haben und hier eigentlich ein neues, verändertes Siebenbürgen vorzufinden ist. Es gibt Dinge, die gut und in Ordnung sind und solche, die geändert werden müssten, vor allem was soziale Probleme angeht. Und doch gibt es Menschen, die im Grunde nichts ändern wollen und in den Tag hineinleben, wie es eben kommt.

„In der Kirche hat die Stille Quartier bezogen. Die Orgel ist verstummt“ schreibt sie und denkt dabei an die Zeiten, als hier noch viele Siebenbürger Sachsen ein und aus gingen und die Gottesdienste besuchten, ihre Feste feierten. Sie trifft und spricht mit Menschen, die neu hinzugekommen sind und etwas Neues aufgebaut haben, wie zum Beispiel der Büffelzüchter Krishan aus Kerala/Indien, der Menschen Arbeit gibt. Genauso spricht sie mit Menschen, die über die Vergangenheit viel wissen und erzählen können, wie die fast hundertjährige Ilona. Auch Legenden und alte, weit zurückliegende Vorkommnisse, die im kollektiven Gedächtnis vorhanden sind, haben die Geschichte des Dorfes geprägt. Sie erlebt Alltag im Dorf, ist an der Eröffnung des neuen Schuljahres beteiligt und stellt fest, dass es auf andere als die uns bekannte Weise verläuft. Sie schreibt über Hochzeiten im Dorf und vergleicht sie mit jenen vergangener Zeiten. Sie geht auf Menschen zu, taucht ohne Berührungängste auch in die Welt der Roma ein, die sich dort Zigeuner nennen, und versucht, ihre Gedankengänge und Einstellung zum Leben zu verstehen. Sie spricht mit Rebi, der Pilzsammlerin, befasst sich mit dem Schicksal des Roma Mädchens Maria „mit dem Herzen aus Butterbrot“, die ein

besseres Leben haben könnte, wenn sie zur Schule ginge, was jedoch durch die sozialen Verhältnisse der sehr kinderreichen Familie nicht möglich ist.

Um die Verhältnisse in Katzendorf besser einschätzen zu können und sie im Gesamtkontext der Gegend zu bewerten, besucht sie auch andere Ortschaften aus dem Umkreis und versucht, diese Dorfwelt und ihre Landschaft in einen größeren Rahmen zu stellen und dabei auch geschichtliche Ereignisse zu berücksichtigen. Das gelingt ihr mit den Reisen nach Königsdorf/Paloș, Draas, Mehburg, Dersch, Oderhellen und weiter entfernt liegenden Orten Siebenbürgens, um sich dabei auch die Frage zu stellen, ob das Erlebte ein Einzelfall ist oder ob es in anderen Gemeinden auch so zugeht.

Dusil bezieht wahre, alte Geschichten, Legenden und Sagen aus Katzendorf und über die Orte der Umgebung ein und flechtet daraus berührende Geschichten über Ereignisse vergangener Zeiten.

Bemerkenswert sind die sensiblen Naturbeobachtungen. Der Geisterwald/Perșani-Gebirge mit den mystisch anmutenden Beschreibungen, den alten Buchen und der insgesamt geheimnisvollen Umgebung ist ein wunderbares Zeugnis dafür. Auch ihre Ausführungen über den Klang der Stille in den Jahreszeiten spricht für das Hineinhorchen in die Natur. Sie geht alten Bezeichnungen in Dorf und Flur nach, versucht sie zu deuten und daraus Schlüsse, das Leben von einst und jetzt zu verstehen und Verbindungen herzustellen. Die Dorfschreiberin findet bei den Menschen in Katzendorf Wärme und Anhänglichkeit, offene Türen für Gespräche aber auch Reserve, Misstrauen und Ablehnung. Es ist ein besonderes Buch, das über die Ereignisse, Begegnungen und Erlebnisse eines Jahres berichtet, über die Vergangenheit reflektiert und Fragen über die Zukunft stellt.

Erika Schneider, Rastatt

Dagmar Dusil

Auf leisen Sohlen. Annäherung an Katzendorf.
Pop Verlag Ludwigsburg, ISBN 978-3-86356-262-5
(18,50 € (D), 19,10 € (A)), www.pop.verlag.com



*Dagmar Dusil
bei einer Lesung
im Pfarrgarten,
Foto: Angelika
Meltzer*

Ein ganz besonderes Klassentreffen

Die Klasse IV A des Abiturjahrgangs 1979

trifft sich nach 40 Jahren in der Bergschule

Beim Betrachten unseres „panou“ fiel mir auf, warum wir eine ganz besondere Klasse sind: unser „panou“ ist nicht rechteckig, sondern oval, unsere Fotos sind nicht Schwarz-Weiß, sondern Sepia, die Namen sind nicht in einer akkuraten Druckschrift geschrieben, sondern in einer kindlichen Handschrift.

40 Jahre ist es her, dass wir gemeinsam die Schulbank drückten. Jetzt feierten wir, die ehemaligen Schüler der Klasse IV-A des Josef-Haltrich-Lyzeums am 13. und 14. Juli 2019 in Schäßburg das Jubiläum unseres Abiturs. Zum Klassentreffen hatten sich 26 Schülerinnen und Schüler aus verschiedenen Regionen Rumäniens, aus England und Frankreich, natürlich aus Deutschland und am weitesten aus Australien aufgemacht, um die ehemaligen Mitschüler wieder zu treffen.

Unsere Klasse gehörte zu dem ersten Jahrgang, der nach der Zehnten 1977, eine Zwischenprüfung ablegen musste. Damit reduzierte sich die Zahl der deutschen Schüler, die Abitur machen wollten, um die Hälfte. Aus den Schülern, welche die Prüfung bestanden hatten, entstanden zwei Klassen mit je 17 deutschen und je 17 rumänischen Schülern. Unsere Klasse, ehemals Real, hatte nun das Profil „Matematică-Mecanică“ (Mathematik-Mechanik). Im gleichen Jahr trat auch das Schulgesetz zur Differenzierung der rumänischen Lyzeen in Kraft und die Bergschule wurde zum „Liceul industrial Josef Haltrich“ (Industrielyzeum „Josef Haltrich“).

Dass wir durch diesen Klassenverband sehr privilegiert waren, ist uns erst Jahrzehnte später bewusst geworden, nachdem hier in Deutschland die Diskussion mit dem Unterricht in kleinen Klassen aufkam. Da wir Fächer wie Mathe, Physik, Chemie und Biologie in deutscher Sprache hatten, hatten wir einen fast individuellen Unterricht genossen und waren theoretisch gut vorbereitet für unsere berufliche Zukunft. Das Ergebnis hat sich auch >>>> sehen lassen können. Von den 33 Abiturienten unserer Klasse hatten 23 sofort die Aufnahmeprüfung an diversen Hochschulen bestanden. Weitere 4 haben in Deutschland studiert, so dass insgesamt 27 Schüler einen Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss haben.

Aber, wie organisiert man aus Deutschland ein Klassentreffen in Schäßburg, wenn man die lokalen Gegebenheiten und Gepflogenheiten nicht mehr kennt und mit den rumänischen Kollegen keinen direkten Kontakt hat? Wir hatten Glück mit Piser (Peter Ambrosius), der einen Teil seiner Zeit in Schäßburg verbringt und die Infrastruktur der Stadt sowie die dazugehörigen Leute bestens kennt. Ihm gebührt ein ganz herzliches Dankeschön für die Organisation eines sehr gelungenen Klassentreffens über zwei Tage.

Samstag, den 13. Juli 2019, war es dann soweit. Die Spannung stieg, hatten sich doch viele zum Klassentreffen angemeldet. Die Klassenstunde war für 11 Uhr vorgesehen. Obwohl ich die Schuhe dieses Mal mit moderaten (altersgerechten) Absätzen ausgewählt hatte, stellte sich der Weg zur Bergschule als Herausforderung dar. Wie war das vor vierzig Jahren möglich, mit hohen Absätzen über die Burg zu gehen? Es kamen so viele Fragen hoch, aber da sah ich schon meine Schulfreunde vor der Schule stehen und die Wiedersehensfreude war groß, auch wenn man nicht jeden gleich erkannt hat. Manche Schulfreunde hatten sich seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen. „Du hast dich gar nicht verändert“ – dieser Satz kam nicht über die Lippen, denn die Spuren der Zeit waren bei jedem irgendwie sichtbar. Dennoch sagte eine Schulfreundin: „wenn ich mich so umschau, sind alle anderen älter geworden, nur wir nicht“ und erntete ein schallendes Lachen.

Vor rund vier Jahrzehnten teilten wir das Klassenzimmer im Erdgeschoß vis à vis dem Haupteingang und auch jetzt fand jeder seinen Platz und Sitznachbarn von damals. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Klassengemeinschaft ist über die vielen Jahre erhalten geblieben.

Die rumänischen Kollegen hatten die Klasse schön geschmückt: auf jedem Platz stand ein Keramikbecher mit dem Wahrzeichen der Stadt und einem Siegel unserer Promotion und daneben lag eine Rose. Ein Blumenstrauß schmückte das Katheder und an der Wand lehnte unser „panou“. Gilu (Ciotlos Virgil) hat unser „panou“ in Gewahrsam und holt es alle zehn Jahre hervor und bringt es hoch zur Bergschule in die Klassenstunde. Auch ihm sei dafür herzlich gedankt.

In Ermangelung an Lehrern eröffnete Piser das Klassentreffen mit einer Schweigeminute für unsere dahingeschiedenen Lehrer. Danach wurden traditionell die Namen aus dem Klassenbuch (Katalog) aufgerufen und jeder berichtete aus seinem Leben. Einige von uns sind schon glückliche Großeltern, andere gehen in ihrem Beruf auf und andere wiederum stehen kurz vor ihrem Vorruhestand. Ein Klassentreffen ist eine Mischung aus Zeitreise, Standortbestimmung und persönlicher Bilanz. Es katapultiert Menschen in die eigene Vergangenheit zurück. Die Weggefährten von einst funktionieren auch als Spiegel. Im Vergleich mit den anderen gewinnt der eigene Lebensweg an Kontur. Entscheidend dabei ist, seinen Weg zu gehen. Die Messlatte ist die eigene Zufriedenheit und dieses Gefühl war durchaus zu spüren. Durch Pisers pointierte Einwände war die Klassenstunde sehr humorvoll und kurzweilig. Das obligatorische Klassenfoto vor der Schule durfte nicht fehlen. Danach wurde im „Hotel Sighisoara“ auf der Burg bis weit nach Mitternacht gefeiert, geredet und getanzt. Am Sonntag konnten die nicht zu Ende geführten Gespräche und Diskussionen in Deutsch-Kreuz im sächsischen Bauernhof „La Hansi“ bei „mici“ und Holzfleisch fortgeführt werden. Nicht einmal der einsetzende Regen konnte der guten Stimmung etwas anhaben.

Der Regen blieb uns erhalten auch als wir, 20 Personen, am Montag Morgen zur Klassenfahrt in die Maramuresch aufbrachen. Nachdem Personen und Gepäck auf die zwei Minibusse verteilt und verstaut waren, ging die Fahrt los. Da bis auf Piser keiner von uns in der Ge-



Unterwegs mit der Wassertalbahn (mocănița).



Gruppenfoto vor dem Joseph Haltrich Lyzeum im Sommer 2019.



Auf der Klassenfahrt. Von links nach rechts: Helga, Hans-Dieter Wellmann, Werner Homm. Vordere Reihe: Ingeborg Kirschlager (geb. Markel), Doris Kloor (geb. Barth), Uta Hain (geb. Schneider), Katharina Kraus (geb. Schuller), Camelia, Ulrike, Irmgard Gottschling (geb. Glätzer), Peter Ambrosius, Ariane. Hintere Reihe: Michael Eisenburger, Hans-Geri, Hans-Werner, Eduard Filp, Johannes Theil, Willi, Hans Gottschling, Andreas. Die Schulfreunde sind mit Vor- und Nachnamen erwähnt. Die Ehepartner nur mit Vornamen. Foto: Doris Kloor, Böblingen

gend war, hatte jeder seine eigene Vorstellung von Menschen, Landschaft und Kultur.

Kaum dass wir Schäßburg hinter uns gelassen hatten, kamen schon erste Erinnerungen hoch, als wir an der „Soromiclea“ vorbeifuhren. Immer zu Beginn des Schuljahres hieß es Hopfenpflücken. Diese Erinnerungen wurden durch die tief hängenden Wolken noch verstärkt. Über Neumarkt (Târgu Mureș) ging es nach Bistritz.

Kurz vor Bistritz besuchten wir die evangelische Kirche in Mönchsdorf (Herina). Die Pfeilerbasilika von 1215 gehört zu den bedeutendsten und schönsten romanischen Dorfkirchen in Siebenbürgen. Am späten Nachmittag erreichten wir das Tagesziel Moisei und wurden von den Gastgebern traditionell mit einem Gläschen Schnaps empfangen. Das anschließende Abendessen war erstklassig. Den Höhepunkt unserer Reise erlebten wir schon am nächsten Tag, als wir sehr früh am Morgen nach Oberwischau (Vișeu de Sus) zur Wassertalbahn (mocănița), der letzten echten Waldbahn der Karpaten, fuhren. Bereits der Anblick dieser holz-befeuerten Dampflokomotive versetzte uns in unsere frühe Kindheit zurück, als durch Schäßburg noch die „Wusch“ fuhr. Die kurvenreiche Fahrt durch das wildromantische Wassertal (Valea Vaserului) war eine abenteuerliche und unvergessliche Bahnfahrt. Weiter ging es Richtung Groß-Neustadt (Baia Mare) durch eine malerische und sehr walddreiche Hügellandschaft mit sehr eindrucksvollen Dörfern. Unterwegs besuchten wir die hölzerne Bergkirche in Ieud, welche im 14. Jahrhundert erbaut wurde und eine der ältesten Holzkirchen in der Maramuresch ist. Form und Ausschmückung der kirchlichen Innenräume folgen dem orthodoxen Muster. Gut erhalten sind die auf Holz gemalten Bilder sowie die hölzernen Ikonen. Unser nächster Halt war beim Kloster Bârsana. Das Kloster hat eine spektakuläre Architektur, das gesamte Gebäude ist aus Holz und die Höhe der Kirche beträgt 57 Meter.

Holz erwartete uns auch am anderen Tag in Form von geschnitzten, farbenfroh und blau bemalten Grabmälern auf dem „Lustigen Friedhof“ (Cimitirul vesel) in Săpânța, der inmitten des Oascher Landes liegt. Gelernt hatten wir schon in der Schule von dem ironischen

Umgang mit dem Tod, der auf den sogenannten Spitzdachkreuzen durch Verse und Malereien treffend dargestellt ist. Aber die Möglichkeit den Friedhof zu besuchen, hat sich erst jetzt ergeben. Bei der großen Anzahl an Kreuzen konnte man sich nur eine Auswahl anschauen.

Den wohl emotionalsten Moment unserer Klassenfahrt erlebten wir in Sighet (Sighetul Marmatiei) beim Besuch des „Memorial Sighet“, eine Gedenkstätte für die Opfer des Kommunismus und des antikommunistischen Widerstands in Rumänien. Die Gedenkstätte befindet sich im Gebäude der ehemaligen Strafvollzugsanstalt, ein wuchtiges Gefängnis inmitten der Altstadt. Das „Memorial Sighet“ wurde 1993 von der Vorsitzenden der Bürger-Allianz, der Schriftstellerin Ana Blandiana, initiiert und in den folgenden zehn Jahren eingerichtet und eröffnet. Mit Fakten, Zahlen, Dokumenten und Zeugenaussagen wird die Zeit einer linken Diktatur schonungslos aufgearbeitet. Egal ob linke oder rechte Diktatur, ich frage mich, woher nimmt der Mensch das Recht, sich über andere zu erheben und über sie zu bestimmen? Rechtfertigt das Aufrechterhalten einer Klassenordnung, Menschen auf diese Art und Weise zu behandeln? Was hat die Aufklärung dem Menschen gebracht, wenn er nichts aus der Geschichte lernt, auch im Hinblick auf dieses 21. Jahrhundert?

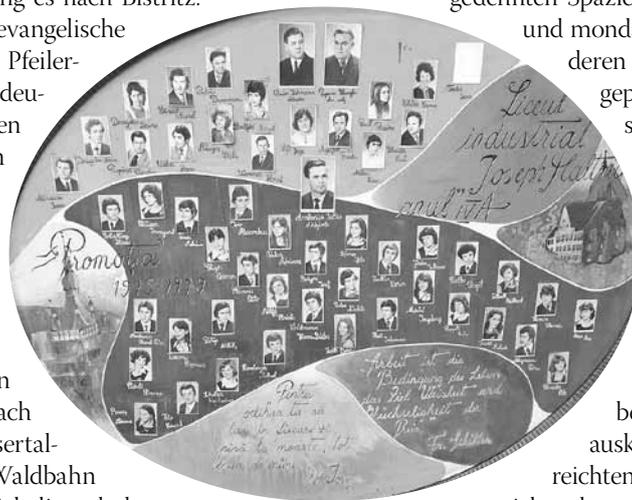
Mit einem gemeinsamen Abendessen in der Altstadt von Baia Mare, einer Stadt mit schönen öffentlichen Plätzen und gepflegten Parkanlagen mit viel Grün verabschiedeten wir uns von der Maramuresch. Der letzte Tag führte uns über Gherla und Klausenburg (Cluj-Napoca) zurück nach Siebenbürgen. In Klausenburg machten wir einen ausgedehnten Spaziergang durch eine pulsierende, schicke und mondäne Großstadt mit europäischem Flair, deren Bild von jungen Menschen, Studenten, geprägt ist. Der Kurz-Besuch von Klausenburg weckte bei all denen, die an der

„Babeș-Bolyai“ Universität studiert haben, Erinnerungen an ihre Studentenzeit. Am späten Nachmittag erreichten wir Gallendorf (Ganești), neben Sankt Martin (Târnaveni), wo wir auf einem ehemaligen Graffengut, jetzt „Butoiul sasului“ (Zum sächsischen Fass), unsere Klassenfahrt bei zünftigen Essen und gutem Wein ausklingen ließen. Kurz vor Mitternacht erreichten wir Schäßburg. Der Abschied viel uns nicht schwer, da wir schon beschlossen hatten, uns in fünf Jahren wieder zu treffen.

An dieser Stelle möchte ich unseren großartigen Busfahrern ganz herzlich danken, die sicher gefahren sind, so dass wir die liebliche Landschaft Siebenbürgens und die walddreiche Hügellandschaft der Maramuresch voll genießen konnten, zumal unser Schulfreund Michael Eisenburger einen der Minibusse gefahren hat. Vielen Dank lieber Mansch, dass Du zu unserer Klassenfahrt auch auf diese Weise beigetragen hast. Und „last but not least“ gebührt Piser unser aller Dank für die super Organisation dieser tollen, spannenden und interessanten Klassenfahrt: von Herzen vielen Dank, lieber Piser.

Meinen Bericht möchte ich aber mit einem Spruch von Anatole France beenden: Was ist Reisen? Ein Ortswechsel? Keineswegs! Beim Reisen wechselt man seine Meinungen und Vorurteile.“

Professor Dr. Doris Kloor, Böblingen



Traditionelle Darstellung (Panău) der Schüler unserer Klasse mit den Professoren nach bestandenerm Abitur im Sommer 1979.

Bergschule, Matura 1964 Klassentreffen der XI C

13.9.-15.9. in Niedernhausen

Es war, wie es kommen sollte. Was war, das wurde Jetzt und unser Gedächtnis machte die Schulzeit zu Teilen der Gegenwart. Die Zusammenkunft fand im Dreieck Niedernhausen-Idstein-Wiesbaden statt, und zwar pünktlich, was unsere Fahrtüchtigkeit auf deutschen Autobahnen unter Beweis stellte.

In Niedernhausen empfangen uns Martina und Karl-Georg Jüstel mit Speisen, Trank und Herzlichkeit, im Überfluss. Wir konnten feststellen, dass die Zeit und die Ferne uns nicht entfremdet haben.

Frei von (fast allen) Terminen und Pflichten, ließen wir unseren Gedanken freien Lauf, vermieden es aber, durch zu tiefes Nachdenken an die Grenzen des Unmöglichen zu stoßen. Die Frauen, die ja nie arbeitslos sind, waren auch an diesem Abend nicht arbeitslos. Das Essen war reichhaltig, eine Mixtur zwischen West und Ost, wir hatten auch den Vorteil, auf die schlanke Linie nicht mehr achten zu müssen.

Am nächsten Morgen fanden wir uns beim Frühstück ein, im Hotel „Felsenkeller“, in dem malerischen Städtchen Idstein. Wir stellten fest, dass Morgenrede und Abendrede übereinstimmten. Froh dieser Erkenntnis, wurden wir von Martina und Karl-Georg in zwei Kleinbussen nach Wiesbaden gefahren. Sogar unser zweimaliger Weltmeister hatte Platz im Kleinbus. Wer die Stadt noch nicht gesehen hat, der sollte sie mal besuchen. Es hängt irgendwie eine Eleganz in der Luft, wenn man an all diesen Prachtbauten vorbeifährt: Kurhaus, Kurpark, Rathaus und Kasino, ein Flair von Wohlstand und Weltbürgertum. Im Kasino, wo Dostojewski einst als Spieler

Nur all zu oft ging als Verlierer,

sind ihm vielleicht die ersten Gedanken gekommen zu seinen unvergleichlichen Kurzgeschichten zu diesem Thema.

Wir fuhren mit der Nerobergbahn, eine einzigartige, mit der Schwerkraft des Wassers betriebene Bergbahn.

„Die schwere Gondel, die von oben,
Gefüllt mit Wasser rutscht zum Tal,
Dadurch die un'te angehoben,
Und zuverlässig, jedes Mal“.

Das Abendessen und damit der Höhepunkt des Beisammenseins, fand in dem schon erwähnten „Felsenkeller“ statt, dessen Keller wir nicht gesehen haben, wohl aber den Felsen, der mit dem gegenüberstehenden Hexenturm liebäugelt. Die gutbürgerliche Küche war ein Genuss, es gab danach Debatten zu verschiedenen Themen, einschließlich naturwissenschaftliche, es wurde rezitiert, und ja, auch gesungen, untermalt mit Keyboard und Gitarre. Gesungen nur nach dem Essen, weil Musik während des Essens eine Beleidigung wäre, sowohl für den Koch als auch für den Musikanten.

Und dann das Unglaubliche! Susanne Watts (Eckert) bot sich an, die ganze Zeche zu bezahlen! Wir gönnten ihr von Herzen das Glück das sie damit feiern wollte.

Nur als die Nacht schon längst den Tag bezwungen hatte, begaben wir uns zur Ruhe, eine Ruhe, durch einige Jahrzehnte unterwandert. Am nächsten Morgen, beim Auseinandergehen, da blieben wir noch eine Weile stehen.

Das ist das Ende der Geschichte'

Vergesst sie nicht, vergesst sie nicht.

Text: Christian Konnerth

Foto: Raimund Binder



Die Personen auf dem Foto von li. nach re.
Obere Reihe: Raimund Binder, Martina Jüstel, Richard Röhrig, Siegfried Müller, Karl Georg Jüstel, Christian Konnerth, Magdalena Gunnesch, Roland Gunnesch.
Davor: Doris Beer, Sofia Roerig (Keul), Maria Binder, Mihaela Jakodi, Silvia Konnerth, Renate Klemm (Pankratz), Ingrid Müller, Hiltrud Binder (Schwarz), Susanne Watts (Eckert)

Bergschüler des Maturajahrgangs 1961 trafen sich in Bad Kissingen

Es war das zehnte Treffen der beiden Parallelklassen von „Realisten“ und „Humanisten“ des Lyzeums Nr. 2 – wie die Bergschule damals offiziell hieß –, die sich zur Feier des 58. Maturajubiläums vom 3. bis 6. September 2019 im Heiligenhof in Bad Kissingen einfanden. Mit Ehepartnern kam die stattliche Zahl von 44 Teilnehmern zusammen, davon 31 Klassenkameraden. Bei schönem Spätsommerwetter gab es ein fröhliches Wiedersehen und wie immer hatte man sich viel zu erzählen. Das gut organisierte Programm trug mit zwei Ausflügen zum guten Gelingen des Treffens bei. Unter der kompetenten Führung des Studienleiters, Gusti Binder, wurde Bad Kissingen mit seiner gepflegten Kuranlage erkundet und bei einer Busfahrt nach Fulda die Stadt und der Dom St. Salvator, die Grabeskirche des heiligen Bonifatius, besichtigt. Nach einer harmonischen Veranstaltung verabredete man sich zur 60-jährigen Maturafeier in zwei Jahren, vor allem aber zur Fortführung der Gespräche.

Lars Fabritius, Mannheim



Leserbriefe

Das Mundstück

Beim Lesen des Artikels „Mit Blasmusik voran“ von Julius Henning (Schäßburger Nachrichten, Dezember 2018) habe ich mich an eine Begebenheit erinnert.

Ganz Schäßburg freute sich, als es bald nach der Gründung der Pädagogischen Schule (Școala pedagogică mixtă cu limba de predare germană) durch das Zusammenlegen des Hermannstädter Jungenseminars und des Schäßburger Mädchenseminars auch wieder eine Blasmusik gab, die aus Schülern und Lehrern der beiden Lehranstalten bestand. Alt und Jung begleitete die Kapelle durch die Stadt und kam zu den Konzerten. Mit der Blasmusik voran klappten die Aufmärsche zum 1. Mai, 23. August oder die von der kommunistischen Jugendorganisation U.T.M. organisierten Veranstaltungen.

An einem Frühlingssonntag – der Samstag war ja noch Arbeitstag – organisierte die U.T.M. „freiwilligen Arbeitsdienst“ auf der Hutweide hinter der Ziegelfabrik im Mühlenham. Wer Schäßburg kennt, der weiß, was das für ein Marsch war bis da hinaus. Aber mit Blasmusik durch die Stadt zu marschieren machte uns allen Spaß. Ob wir auch Gartengeräte mittragen mussten, habe ich vergessen. Die Hutweide sollte von den stacheligen Schlehenträuchern gesäubert werden, ein Verwalter bewachte uns. Ob viel oder überhaupt gearbeitet wurde, weiß ich auch nicht mehr. Ich erinnere mich aber an die große Aufregung, weil einem der Bläser, der seinen Durst löschen wollte, das Mundstück seines Instrumentes in den Brunnen gefallen war. Ohne Mundstück war das Instrument nicht mehr zu benutzen. Was tun? Die Sorge war groß.

Mit Einwilligung des Verwalters schöpften die Jungen einige Eimer Wasser aus dem Brunnen, der war jedoch 5 Meter tief und das schwere Mundstück lag wohl am Boden. Die Schüler kamen mit

dem Verwalter zum Einvernehmen, am nächsten Tag – am Sonntag wurde „freiwillig“ gearbeitet aber kein Brunnen ausgeschöpft – das Wasserausschöpfen fortzusetzen. Am Montag bekamen drei Schüler schulfrei und machten sich auf den Weg in den Mühlenham. In Anwesenheit des verständnisvollen Verwalters schöpften und schöpften sie bei brennender Sonne Wasser aus dem Brunnen. Das Mundstück ließ sich jedoch nicht finden. Am Abend kehrten sie totmüde und betrübt zurück.

Ein halbes Jahr später erschien der Verwalter in der Schule mit dem Mundstück in der Hand. Wegen Bauarbeiten musste der Brunnen aufgelöst werden und das Mundstück kam ans Tageslicht. Der Verwalter hatte sich an das vergebliche Ausschöpfen des Brunnens erinnert und an den „Studenten“ – so sagte er – und brachte das verlorene Mundstück. Er wurde bejubelt und alle dankten ihm.

Wiltrud Baier, Schäßburg

Leserbrief zu dem Beitrag von Frau Ittu zu Betty Schuller

Zu dem Artikel von Dr. Gudrun-Liane Ittu über Betty Schuller, erschienen in den „Schäßburger Nachrichten“, Folge 51, Juni 2019, möchte ich richtigstellen, dass der Verfasser des in der Zeitschrift „Die Karpathen“ erschienenen Aufsatzes über Betty Schuller, Dr. Friedrich Schuller (Hermannstadt), nicht ein Bruder der Künstlerin gewesen ist. Friedrich Schuller (1857 - 1909) war Literaturwissenschaftler. Die beiden Stiefbrüder Betty Schullers hießen Carl Ludwig Schuller und Ludwig Wilhelm Schuller und lebten in Wien.

Hellmut Fabini, Erkner bei Berlin

Zeitreise mit Architektur – Essenzen

Interview mit Michael Lassel zur Ausstellung in Dinkelsbühl

„Wollten Sie auch mal Architekt werden?“ fällt mir spontan die erste Frage ein, als ich zu Pfingsten auf dem Heimtag der Siebenbürger Sachsen das Kunstgewölbe in der Historischen Spitalanlage Dinkelsbühl betrete. Die augentäuschenden Bilder von Michael Lassel weisen eindeutig unterschiedliche Bauelemente auf: einen Dom, das Pantheon, Kapitele, Säulen... Als Architektin interessieren mich insbesondere diese Aspekte in seiner Kunst.

Maler, Lehrer und weltberühmter Künstler

Michael Lassel stammt aus Siebenbürgen und unterrichtete vor Jahren Kunst an der Bergschule in Schäßburg. Seit 1986 lebt er in Deutschland und findet durch den Kontakt mit Pariser Künstlern im Trompe-l'œil seinen Malstil. Inzwischen ist er weltberühmt und zahlreiche internationale Preise würdigen seine Werke. Das Gemälde „Turm zu Babel“ zeigte das British Museum vom 13. November 2008 bis 15. März 2009 in der Ausstellung „Babylon - Myth and Reality“ als einziges Werk eines noch lebenden Kunstmalers. Unter den Siebenbürger Sachsen ist Lassel auch bestens bekannt. Bereits vor zehn Jahren porträtierte ihn Christian Schoger, Redakteur der Siebenbürgischen Zeitung, sehr anschaulich in einem ausführlichen Bericht. Lesen Sie was Michael Lassel zur Rolle der Architektur in seinen Werken antwortet:

Inwieweit inspiriert Sie Architektur für Ihre Bild-Konzepte?

M. Lassel: Architektur und Malerei, das sind zwei verwobene ästhetische Universen. Nicht selten waren gute Architekten auch Künstler. Michelangelo oder Vasari haben selbst dieser schönen Schnittstelle von Kunst und Architektur in ihrem Repertoire einen Platz eingeräumt. Ein Gebäude ist anfangs ein Gebilde und entsteht erst als gedanklicher Entwurf. Es sind im Grunde genommen Anbauten, Räume die Architekten dieser

Erde „hinzufügen“. Das zunächst „Ausgedachte“ nimmt Gestalt an und ein Modell entsteht. Erst danach erfolgt der Aufbau mit den entsprechenden Baustoffen und den passenden Materialien. Auch ich baue meine Konstruktionen auf, jedoch im kleinen Maßstab und mit anderen Mitteln. Architekten sind Künstler, die durch Raum und Form kommunizieren. Meine Mittel als Maler sind Farbe und Licht. Ich benutze gerne architektonische Elemente wie Kolonnaden, Arkaden oder Fassaden um den narrativen Raum meines Konzepts zu schaffen. Durch unterstützende Arrangements und mit Hilfe der Perspektive versuche ich, die Grenzen der Flachheit zu überschreiten, den Wahrnehmungsraum zum visuellen Bereich zu verwandeln.

Welche Gebäude-Typen, Nutzungen und Stilrichtungen finden Sie besonders inspirierend?

Mich interessieren diejenigen Gebäude, die sich als sehr dauerhaft erweisen, wie beispielsweise die Gebäude aus der Renaissance. Ihre Proportionen bauen auf dem goldenen Schnitt auf, diese geradezu unheimlich günstigen Proportionen, die noch aus dem Altertum stammen. Ich bin kein Architektur-Theoretiker, aber diese Art von Gebäuden gefällt mir. Sie sind ausgesprochen langlebig, schön anzuschauen in den Proportionen der Formen, vollkommen und harmonisch ohne nur dem bloßen Bedürfnis zu genügen. Ich habe sehr gerne die Gelegenheit wahrgenommen, viele alte Paläste in Rom, Florenz und anderen Städten zu besuchen. Die Materialien aus denen sie gebaut wurden, sind allesamt sehr edel, von hoher Qualität.

Sie mögen offensichtlich die italienische Renaissance-Architektur!

Ja, die südliche Bauweise ist mir förmlich „eintätowiert“, sie lässt mich nicht mehr los. Man baut in der letzten Zeit so lieblos und achtlos. Es ist, als wollte man, dass die Gebäude absichtlich nur für eine kurze Zeit überdauern, damit sich später noch ein anderer Architekt verwirklichen kann. Ich mag diese vertikalen Stadtviertel nicht, mir fehlt die frühere bauliche Üppigkeit. Die Tendenz bewegt sich in Richtung des Konkreten, auf eine bestimmte, einfache Form hin, auf exponierte Stahlkonstruktionen und einfache, klare Geometrie, manchmal mit futuristischen oder organischen Andeutungen. Wie Sie wissen, gibt es Stadien, die wie ein Nest aussehen. An solch einer Konstruktion hat auch der chinesische Künstler Ai Wie Wei mitgearbeitet. Nach Colani wurde auf einer Insel im Süden gebaut. Wie es sich zeigt, orientieren sich Architekten gerne an Beispielen aus der Natur.

Wie finden Sie den heutigen Umgang mit der alten, wertvollen Bausubstanz?

Es hängt von der Nation ab zu der heute ein wertvolles, altes Gebäude gehört sowie von dem Reichtum des entsprechenden Staates. Nehmen wir als Beispiel die Stadt Schäßburg. Ich bewahre in meiner Erinnerung die ganze Altstadt mit ihren Treppen, Gebäuden und den 700 Jahren alten Mauern. Dort habe ich alte Häuser erlebt, die sehr wertvoll sind. Es ist eine erstaunliche historische Bausubstanz vorhanden. Aber man hat leider um die Gebäude herum die Erde versiegelt, so dass die Feuchtigkeit seither nur durch das Gemäuer entweichen kann. Die Außenwände sind durch die Feuchtigkeit inzwischen bröckelig geworden. Es ist unvorstellbar schwierig diese Häuser noch zu retten und zu sanieren. Die Kosten dafür wären sehr hoch. Hier in Deutschland, z.B. in Rothenburg ob der Tauber oder in Dinkelsbühl können die Häuser durch das sie umgebene Pflaster der Straßen „atmen“ und die Feuchtigkeit abgeben. Dadurch finden sich hier auch keine nassen Außenwände an den alten Häusern, die die Straße säumen. Dies ist nur ein Beispiel für die praktischen Möglichkeiten des „Vordenkens“ im Umgang mit der Bausubstanz. Auch in Italien findet sich sehr gut erhaltene Bausubstanz, die von Land zu Land sehr unterschiedlich ist, Gemäuer, das auch nach sehr langer Zeit aufrecht stehen bleibt. Doch dort ereignen sich leider sehr häufig Erdbeben, die den Gebäuden erheblich zusetzen. Ansonsten würden die alten Gebäude auch heute noch und jahrzehntelang praktisch weiter überdauern, wenn man sie pflegt.



1_Dom

Erklären Sie bitte an Ihrem Dom-Bild, wie die Architektur Ihnen zur Komposition verhilft.

Die Fassade des Mailänder Doms ist einzigartig. Es gibt kein zweites Gebilde in dieser Art und Weise. Dabei kann man diese Fassade weder als „klassisch“ noch als „modern“ bezeichnen, sie ist einfach einzigartig! Sie steht als Typus alleine da, so wie der Eiffelturm in Paris. Den einzigartigen Dom von Mailand konnte ich auch selbst betreten und erleben. Ich habe auch das Dach besichtigt und weiß genau wie kompliziert dieser Baukörper gestaltet ist. Ich hatte meine Idee zum Dom allerdings eine Weile ruhen lassen. Erst als ich genügend „Bauinstrumente“ und „Baumaterial“ beisammen hatte, habe ich diese Bild-Komposition aufgebaut. Um nochmals auf die „Instrumente“ zu sprechen zu kommen: Wenn man im Bild den Dom maßstäblich verkleinert, den Sand und Stein entsprechend malt, ist dies ein Dokument und kein Dom. Bei mir muss der Dom singen, muss flöten, er muss mit dem Klima korrespondieren, muss seine Leichtigkeit erweisen. Als Profaner muss ich durch ihn Gottes Stimme ein- und ausatmen in Richtung Himmel oder Universum. Aus diesem Grund zeige ich im Bild Blasinstrumente. Ich wollte einen Dom bauen, der mehrfach – auch philosophisch gesehen – eine Korrespondenz zwischen den Welten aufzeigt.

Welches Potenzial haben Sie im Pantheon entdeckt?

Das Pantheon ist eines unserer schönsten Monumentalgebäude aus einer Zeit, die mich als Kunstmaler besonders beeindruckt hat, auch als junger Kunstlehrer, als ich in Schäßburg und Schaaß unterrichtet habe. Es war zwar für mich, als angehender Lehrer am Gymnasium eine anstrengende Zeit, die mir viel Selbstdisziplin abverlangt hat, um mit den promovierten Lehrkräften an dieser renommierten Schule mithalten zu können. Bei dieser Gelegenheit habe ich den jungen Leuten auch vermittelt, was im Leben wichtig ist und was ich als „Öffnung“ und „Eröffnung“ in der menschlichen Kultur als primär erachte. Auch die Eingänge und Ausgänge in die Wissenschaften finden durch Portale statt. Und erst danach kann man „in das Gebäude“ eintreten; es gibt zu diesem Zweck üblicherweise einen Vorhof. Dieser macht darauf aufmerksam, dass man ein sehr wichtiges Gebäude betritt. Der Vorhof kündigt ein sehr erhabenes Gefühl an. Auch wenn man Kirchen betritt spielen die Türen und Tore eine besondere Rolle. Diese sind beidseitig – rechts und links – mit Kolonnaden versehen und vermitteln einen gewissen Status, Wert oder Bedeutung.

Frau Lassel ist in Dinkelsbühl auch mit dabei. Sie begleitet ihren Mann auch beruflich als seine Kunst-Managerin. Von ihr erfahre ich, dass sich Michael Lassel unterwegs die Architektur recht kritisch ansehe: Alte Gebäude bewundere er und betrachte sie aus historischer Perspektive. Ihm gefalle die Schönheit ihrer Details, auch wenn er sich ganz alltägliche städtische Architektur ansehe. Allerdings sei er todunglücklich, wenn sein Blick auf die

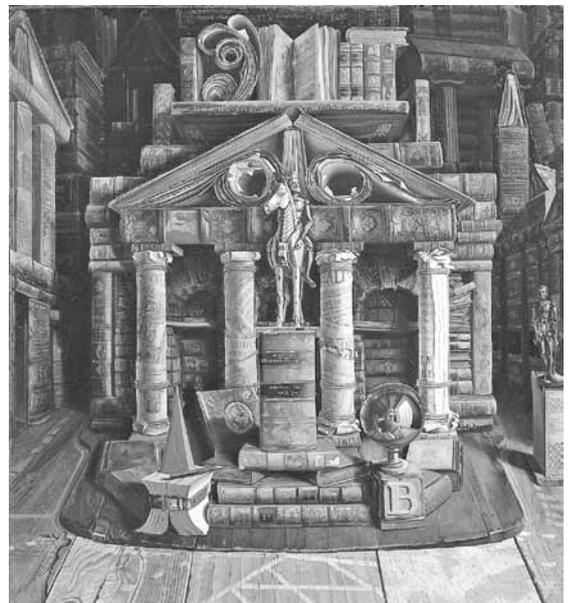


4_Der_letzte_Hafen

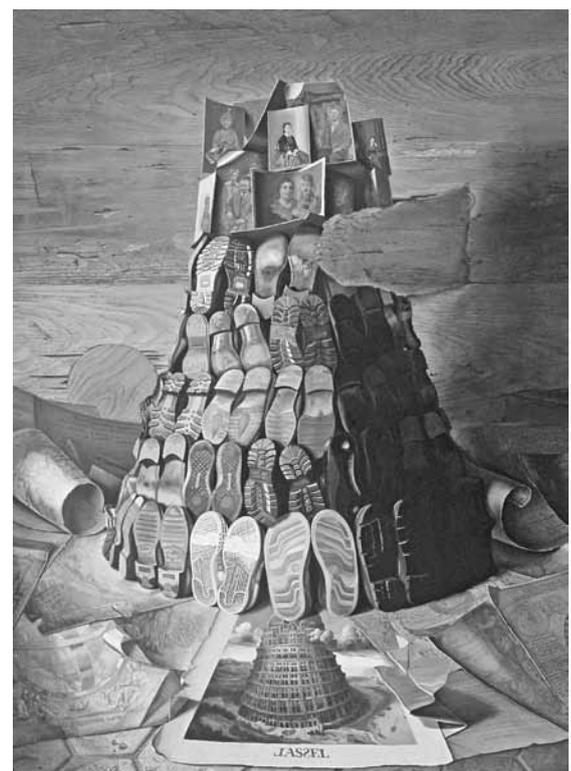
kastenförmigen, minimalistischen, modernen Gebäude falle. Er schätze insbesondere barocke Bauten. Als ausgesprochener Barockliebhaber sei er auch selbst ein „Barock-Mensch“, findet seine Frau Tünde.

Ich danke Michael und Tünde Lassel für ihre Antworten und empfehle Ihnen gerne die Details auf den Webseiten des Künstlers unter www.lassel-michael.de zur Ansicht.

Melita Tuschinski, Stuttgart



2_Pantheon



3_Turmbau_zu_Babel



Vereinsnachrichten

Herbstsitzung des HOG Gesamtvorstands

Die Sitzung des Gesamtvorstands fand am 19. Oktober 2019 im Jugendstilsaal des Schlosses Horneck in Gundelsheim statt. Der Einladung konnten vier Mitglieder des Ältestenrats und drei Mitglieder des Vorstands nicht folgen. Die Evangelische Kirchengemeinde in Schäßburg war durch Dieter König vertreten. In einer angeregten Atmosphäre konnten wichtige Diskussionspunkte abgearbeitet und ein umfangreiches Besprechungsprogramm absolviert werden.

Zentrales Thema war die unbefriedigende Kassenlage, die auf rückläufige Mitgliederzahlen bei steigenden Kosten zurückzuführen ist. Die Ausgaben in den ersten neun Monaten dieses Jahres lagen über den Einnahmen und es musste auf die spärlichen Rücklagen zurückgegriffen werden. Die HOG sieht sich mit dem akuten Zwang konfrontiert Sparmaßnahmen einzuleiten und die Werbung neuer Mitglieder und Sponsoren zu intensivieren. Man war sich einig, die Humanitäre Hilfe für möglichst unverändert fortzuführen. Ansatzpunkte zur Kosteneinsparung sieht die HOG vor allem bei Layout, Druck und Versand der Schäßburger Nachrichten (SN). Nach Bereinigung der Mitglieder- und Versandliste wurde die Druckauflage in 2019 bereits auf 1.100 Stück zurückgenommen und muss ggf. weiter angepasst werden. Die schon mehrfach diskutierte Reduzierung der Seitenzahl auf 50 wird nicht mehr zu umgehen sein. Oberstes Gebot bleibt die Beibehaltung oder weitere Verbesserung der inhaltlichen Qualität. Zu einer Verlagerung der mehrseitigen administrativen Mitteilungen von den Seiten der SN auf die Homepage der HOG zugunsten dokumentarischer Beiträge aus dem reichen kulturhistorischen Fundus der Stadt, konnte man sich nicht durchringen. Andererseits wird gerade im Hinblick auf die Werbung jüngerer Mitglieder die wachsende Bedeutung des Internets als dem jedem zugänglichen moderneren Medium gesehen und eine Aufwertung der Homepage ins Auge gefasst. Auf lange Sicht wird sich ein solcher Wandel aber nicht mehr vermeiden lassen.

Zur Mitgliederwerbung hat Melita Tuschinski den Entwurf eines Flyers vorgelegt, den sie in Eigenregie in großer Stückzahl verteilen und in diversen Veranstaltungen auslegen will. Der gemeinschaftlich überarbeitete Text des Flyers ist auch auf der Homepage erschienen. Bezüglich des außerhalb der HOG von Tuschinski betriebenen, privaten Newsletters wurde für alle Themen und Beiträge, die die HOG tangieren, ein Informationsaustausch im Vorfeld als erforderlich erachtet. Es wurde vereinbart, zukünftige Veröffentlichungen entsprechend abzustimmen.

Dieter König gab einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse und Projekte der Gemeinschaft in Schäßburg (Evangelische Kirchengemeinde und Forum). Über die Einweihung der restaurierten Rieger-Orgel in der Klosterkirche und die Feiern zum 25-jährigen Jubiläum der Sozialstation Pflegenest geben zwei Beiträge in diesem Heft Auskunft. Im Sommer konnte die Renovierung der Klosterkirche nach aufwändigen Genehmigungsprozeduren endlich begonnen werden. Sie wird sich bis Ende 2020 hinziehen. Die Renovierung des im Besitz der Evangelischen Kirche befindlichen Seilerturms – dem Wohnsitz des Friedhofswärters ist abgeschlossen. Als neues Projekt, mit dem sich die Kirche eine Einnahmequelle erschließen will, ist die Öffnung der Wehranlage mit Lederer- und Zinngießerturm für touristische Zwecke. Beide Türme und die innere Burgmauer befinden sich ebenfalls im Besitz der Kirche. Das Vorhaben ist Teil eines einheitlichen Architekturprojekts für die gesamte Burg, das die Stadt angestoßen hat.

Lars Fabritius, Mannheim

Spendeneingänge vom 1. Januar - 30. September 2019

Hinweis : Alle Beträge in EURO angegeben und beinhalten ausschließlich Spenden. Die Mitgliedsbeiträge von 15 € sind darin nicht enthalten, Namen und Vornamen ggf. auch von Eheleuten wie auf dem Überweisungsschein der Bank als Kontoinhaber ausgedruckt. Grabgebühren sind hier nicht enthalten.

Bei Unstimmigkeiten bitte Harald Gitschner, Tel. 08458-2720 oder Erika Schneider, Tel. 07222-30268 anrufen.

Die Banküberweisungsaufträge werden maschinell gelesen. Das Schriftlesegerät der Bank entstellt undeutliche Eintragungen und erschwert damit die Zuordnung der Zahlungseingänge. Wir bitten deshalb den Namen, Vornamen und Wohnort in Blockschrift einzutragen, den eingedruckten Jahresbeitrag (15,- €) ggf. zu streichen und den Spendenzweck anzugeben. Aufrundungen und Überzahlungen der eingedruckten fixen Beträge (Beitrag 15.- und Grabtaxen 12.-/Jahr) werden als Spenden gebucht!

Bei Zahlungen für Dritte (z.B. Großeltern, Schwiegermutter, Ausländer) bitte um entsprechende Hinweise.

Für alle Einzahlungen in Deutschland, einschließlich der Grabtaxen können auch eigene Überweisungsscheine verwendet werden.

Konto der HOG Schäßburg e.V.: Nr. 56771002 bei der Volksbank Flein-Talheim, BLZ: 620 626 43. oder

IBAN: DE84 6206 2643 0056 7710 02 – BIC: GENODES1VFT

Die Leser der Schäßburger Nachrichten in Deutschland, Rumänien, Österreich u.a. europäischen Ländern werden gebeten Ihre Spenden und Grabtaxen als SEPA -Überweisungen kostenlos auf das Konto der HOG Schäßburg e.V. bei der Volksbank Flein-Talheim eG, internationale Bankkontonummer IBAN: DE84 6206 2643 0056 7710 02 – internationale Bankleitzahl BIC: GENODESIVFT zu entrichten.

Die Vereinsmitglieder werden gebeten ihre Beitragszahlungen der letzten sechs Jahre zu überprüfen. Auf Anfrage teilen wir gerne das genaue Datum der Zahlungseingänge mit.

Bei gewolltem Verzicht auf weitere Zustellung der Schäßburger Nachrichten, bitte um eine Kurzmittelung an die Redaktion.

Abele Christina Edith 15,00; Ackner Richard u. Evelyne 30,00; Ambrosius Joachim 10,00; Amlach Werner, Bianca 30,00; Amlacher Roland 72,00; Ammersdorfer Klaus-Dieter 200,00; Andone Ion, Waltraut 30,00; Andrae Roswitha 20,00; Andrae Rosina 20,00; Arz Valentin 15,00; Avram Gertrud 10,00; Baier Johann 10,00; Balint Ingrid 40,00; Balthes Roswitha 65,00; Barner-Cristea Gerlinde 10,00; Barth Georg 5,00; Bartmus Annemarie, Kurt 8,00; Beer Josef Liviu 15,00; Beer Doris 100,00; Bell-Roeder Wiki 200,00; Bernek Igor u. Sara 30,00; Bettner Susanne 15,00; Binder Georg 35,00; Binder Martin 20,00; Binder Gerlinde 15,00; Binder Erika 20,00; Binder Gerhard, Ulrike 10,00; Binder Hans-Georg 35,00; Binder Georg 85,00; Dr. Binder Rolf 35,00; Biro Bela, Sunhild 26,00; Bloos Erika 10,00; Bloos Günter 10,00; Bloos Konrad 25,00; Bloos Friedrich, Annemarie 25,00; Brand DI Bernd 20,00; Brandsch Ingmar u. Angelika 10,00; Brandstetter Elke 39,00; Brandstetter Heinrich 5,00; Brandt Christine 23,00; Breihofer Erich, Margarete 35,00; Brandstetter Brigitte 15,00; Brenner Gert 35,00; Brotschi Klaus, Ingrid 85,00; Buehler Sigrid 35,00; Busmann Ingeborg 85,00; Contoreanu Carmen 5,00; Costea Brigitte 20,00; Csernetzky Sybille-Christa 10,00; Czernetzky Nora 20,00; Daniel Peter-Horst, Aurica 10,00; Daubner Hans, Ingeborg 25,00; Deppner Wolfgang 15,00; Deppner Gudrun 20,00; Dietrich Herta 15,00; Dietrich Johanna 15,00; Dimitriu-Wolf Adrian, Florentina 10,00; Donath Margareta 15,00; Dr. Draser Werner, Dagmar 16,00; Drechsler Ute 50,00; Durlesser Hans, Waltraut 35,00; Ebner Richard 35,00; Eckert Hans Peter 15,00; Eder Regine 35,00; Ehrmann Wolfgang 15,00; Ehrmann Ingeborg 35,00; Eisenburger-Simuleac Emil, Katarina 15,00; Engberth Dieter 70,00; Engbert Waltraut 10,00; Ernst Hedwig, Martin 15,00; Dr. Essigmann Capesius 100,00; Dr. Essigmann Kurt 10,00; Fabian Elfriede Regine 25,00; Fabian Elfriede 10,00; Fabritius Karl 25,00; Fabritius Kurt, Margarete 20,00; Dr. Fabritius Lars, Hannelore 235,00; Fabritius Peter 25,00; Fabritius Odette 35,00; Falk Irmgard 15,00; Feeser Erwin 10,00; Filp Georg, Maria 35,00; Flechtenmacher Hans 35,00; Florescu Hiltrud 65,00; Folberth Johann 5,00; Franz Horst 35,00; Frick Hedwig 15,00; Fritsch Josef, Johanna 20,00; Fritsch Editha 15,00; Fritsch Dieter, Anneliese 10,00; Fritsch Hans-Rudolf u. Brigitte 15,00; Froelich Johanna u. Johann 25,00; Fröhlich Horst, Gerda 15,00; Geisberger Gertrud 5,00; Gerst Josef, Irmgard 35,00; Giesecke Ingrid 35,00; Gitschner Otmar Harald 35,00; Glaser Maria 35,00; Glasser Karl, Inge 15,00; Göllner Maria 15,00; Dr. Graef Harald 40,00; Gremmelspacher Ilse 5,00; Gronnert Bruno, Carmen 35,00; Grossu Uwe 5,00; Guenther Primus, Annemarie 45,00; Gunesch Richard 35,00; Gutt Karl-Hans, Sigrid 15,00; Dr. Habich Bernd 500,00; Habuleac Erna 21,00; Haidu Marianne 35,00; Hajdu Zoltan 15,00; Halesy Horst 100,00; Hamschler Michael, Anna 15,00; Hann Winfried, Edda 25,00; Hann Erich 25,00; Hann Karl, Katharina 25,00; Hayn Edith 35,00; Dr. Hedrich Hans, Irina 15,00; Heidler Hendrik 20,00; Heinrich, Annemarie M 20,00; Heitz Ingo, Gerda 30,00; Hejja Otto 15,00; Helch Heinrich, Renate 50,00; Helch Franz, Elisabeth 20,00; Henning Julius, Minodora 50,00; Henning Werner, Christine 25,00; Herberth Alfred, Christa 35,00; Hermann Guenter, Berta-Anna 25,00; Ho Hans-Joachim, Gerlinde 5,00; Hoenig Christian 35,00; Hoffmann Ingeborg 13,00; Homner Harald 30,00; Honigberger Horst, Maria 50,00; Horwath Uwe, Justina 50,00; Hügel Diethard 150,00; Dr. Uwe Hügel 60,00; Dr. Hügel Johann, Renate 5,00; Imrich Kurt-Christian 45,00; Jakobi Helmut 25,00; Jakobi Hans-Gerhard, Pauline 25,00; Jacobi Gerda 25,00; Jaksch Ilse 10,00; Johann-Wolfgang, Regine 20,00; Josef Martin, Viktoria 37,00; Jüstel Heinz 20,00; Julius-Otto, Hildegard 13,00; Kailan Raimar Edda 23,00; Kaiser Otto, Margareta 15,00; Kamilli Brigitte 20,00; Kamilli Werner, Ingeborg 70,00; Kantor Andreas 10,00; Kasper Herbert 45,00; Kaunz Volkmar 15,00; Kellermann Astrid 25,00; Kellner Magdalena 15,00; Kenst Michael, Christine 15,00; Keul Roland 16,00; Keul Helmut, Erika 35,00; Keul Karin 35,00; Keul Martin 25,00; Kinn Martin, Merzig 100,00; Kirsch Hans, Ingeborg 25,00; Kirschner Sigrid Erika 85,00; Klein Helga 20,00; Kloor Wilhelm, Doris 15,00; Kloor jun. Wilhelm, Doris 50,00; Kloos Johann Sigrid 35,00; Klusch Roland 15,00; Knall Helga 15,00; Knall Edda 25,00; Knall Hermann, Helga 10,00; Knauer Edda 85,00; Koczan Rosalia 15,00; Konnerth Edith 35,00; Konnerth Felix, Adele 15,00; Dr. Konrad Liselotte 10,00; Kotsch Brigitte 38,00; Kotschick Gunther Alfred 50,00; Dr. Kotschken Sabine 73,00; Kramer Katharina 35,00; Kratochwill Peter 15,00; Krauss Ottmar, Carmen 20,00; Kreischer Gerda 5,00; Krempels Helmut 15,00; Kroner Marianne 10,00; Kroner Elisabeth 21,00; Kruli Dieter, Ingeborg 105,00; Dr. Phil. Kubesch Violeta 35,00; Kuhn Brigitte 10,00; Kulin Eugen, Gerda 13,00; Kurt-Wilhelm, Gertrud 5 13,00; Kwiczynsky Kornel, Gerda 30,00; Lang Hedwig 40,00; Lang Dieter 50,00; Dr. Leher Konrad, Haide 200,00; Leonhardt Ernst 335,00; Leonhardt Isa 100,00; Dr. Leon-

hardt Karl-Fritz 70,00; Lieb Ortwin 10,00; Lingner Rosemarie 30,00; Lingner Gert 35,00; Dr. Lingner Udo 50,00; Löw Martha 35,00; Luchian Wilhelm, Erika 10,00; Ludwig Rosemarie, Renate 35,00; Lutz Harald 2,00; Madler Peter 30,00; Mahlmann Karin 85,00; Manole Simina Elena 15,00; Margot Karl, Margareta 25,00; Markel Rolf 15,00; Markus Eckard 35,00; Marner Andreas 25,00; Marner Monica 35,00; Martini Johanna 15,00; Martini Reinhold, Eva 10,00; Martini Rolf-Robert 35,00; Martini Eckhard, Brigitte 35,00; Martini Elke 15,00; Maschalco Sigrid 5,00; Mathias Edith 15,00; Mathias Josefina Bianca 25,00; Matzak Hermann 35,00; Maurer Ilse 45,00; Maurer Stefan, Katharina 5,00; Maurer Karin 15,00; Mausolf Andreas 35,00; Melzer-Rethmeier Johanna 35,00; Dr. Menning Heidrun Marianne 73,00; Mergler Horst 20,00; Miess Jutta 15,00; Moritz Dagmar, Manfred 60,00; Moyrer Dieter, Viorica 20,00; Mosch Gerda 10,00; Muehlbaecher Karl 85,00; Müller Hedwig 46,00; Müller Dieter Horst 35,00; Müller Ernst, Helga 25,00; Müller Erhard-Klaus 70,00; Dr. Müller Walter 30,00; Najasek Edgar, Kunigunde 135,00; Nico Helmut, Emilia 10,00; Nussbaumer Johann, Hildegard 5,00; Oczko Adolf, Margarete 10,00; Dr. Opris Aurel 35,00; Otto Floarea 5,00; Pal Peter Emil 10,00; Pantics Karl 10,00; Pantics Marcella 18,00; Peter Ingeborg 5,00; Paskewitz Dorit 200,00; Pette Stephan, Carmen 35,00; Phleps Meta 5,00; Plonsch Waltraut 10,00; Polder Wilhelm 10,00; Polder Harald 10,00; Polder Josef 35,00; Pollack Jürgen, Marianne 35,00; Pomarius Christian, Meta 53,00; Pomarius Hans, Luise 35,00; Pop-Moldovan Renate 15,00; Pop-Moldovan Christa, Renate 5,00; Dr. Popp Stefan, Ingrid 45,00; Potlesak Johanna 25,00; Radler Astrid 70,00; Radler Horst 15,00; Reich Karl-Guenter 30,00; Reschner Wilhelm, Erna 30,00; Reschner Helmut 30,00; Reuss Karl, Renate 15,00; Ried Manfred, Gabriela 15,00; Rieck, Gottlob, Irmtraut 85,00; Rill Martin 35,00; Rill Lieselotte 21,00; Ro Wilhelm, Rosemarie 50,00; Rodamer Axel 10,00; Rodamer Otto 50,00; Roemer Adolf Manfred 15,00; Rosenkranz Gerold, Sofia 30,00; Roth Marius, Doris 40,00; Roth Harald 50,00; Roth Richard 10,00; Roth Eveline 25,00; Roth Michael, Karin 25,00; Roth Harald, Maria 15,00; Ruppert Nikolaus, Hedwig 35,00; Salmen Susanne 70,00; Salmen Werner 70,00; Dr. Salomia Constantin 25,00; Sander Burkhard, Hedda 10,00; Schaessburger Wilhelm 5,00; Schaser Gerd Wolfgang 25,00; Scheipner Rosemarie 15,00; Scheipner Gretelotte 15,00; Scherg Wolfgang, Sigrid 25,00; Schieb Horst 15,00; Schieb Peter 15,00; Schieb Dieter 5,00; Schiroyk Horst, Anna 10,00; Schlesak Christa, Gerhard 15,00; Schmidt Karl, Erika 15,00; Schmidt Werner Georg 10,00; Schmidt Johann, Sofie 10,00; Schnabel Walter 35,00; Schneider Rolf Reinhold 100,00; Schneider Gustav 15,00; Schneider Franz, Anna 5,00; Schneider Erika 65,00; Schnell Martin, Agnetta 20,00; Schobel Kurt 15,00; Schönauer Walter 15,00; Schorscher Günther 5,00; Schufert-Danu Manfred 50,00; Schuller Monika 85,00; Schuller Paul, Helga 35,00; Schullerus Reinhold, Eva 5,00; Schullerus Konrad Ulrich 85,00; Schumacher Helwig, Hildegard 25,00; Schuster Harald 35,00; Schuster Hans-Heinz 35,00; Schweizer Reiner, Inge 25,00; Seiler Hermann, Sieglinde 20,00; Seiler Wiltrud 50,00; Siegmund Hans-Dieter 44,00; Sighisorean Valentin, Sigrit 5,00; Sill Karl-Franz, Ingrid 20,00; Silmen Andreas, Ingeborg 25,00; Singler Peter 35,00; Solomon Marianne 30,00; Spreitzer Brigitte 5,00; Stanca, B u G Kerstner 15,00; Stanca-Kerstner 35,00; Stefan Klaus-Peter, Gerhilde 25,00; Streitfeld Margot 23,00; Streitfeld Erwin, Ida 50,00; Strohwalder Dieter, Ursula 50,00; Stürzer Heidemarie 20,00; Szaunig Harald, Karin 5,00; Szotyori-Arz Gertrud 24,00; Tenghea Ioan, Katharina 35,00; Terplan-Trimborn Margarete 23,00; Thalmann Eveline 50,00; Thalmann Robert, Hedda 10,00; Theil Alfred, Janina 10,00; Thellmann Georg, Edith 30,00; Thommen Rolf 35,00; Tuschinski Melita 35,00; Ungar Kurt, Rita 10,00; Varga Herta 5,00; Wagner Dietrich Horst 60,00; Wagner Harald 40,00; Wagner Heike 35,00; Wagner Dieter, Sigrid 35,00; Wagner Johann, Florentina 5,00; Wagner Hani 10,00; Weber Maria 10,00; Weber Gheorghe, Lili 15,00; Wegner Wilhelm, Ingeborg 15,00; Weiss Doris-Vera 10,00; Weiss Dietmar, Livia 20,00; Wellmann Hans-Dieter 35,00; Wellmann Reinhard 15,00; Wellmann Meta 21,00; Wellmann Walter, Elfriede 15,00; Wendel Erika 5,00; Werner Peter Gabriel 60,00; Wieszner Hans-Christoph 200,00; Witthöft Maria 15,00; Wolff Adrian, Sigrid-Helga 10,00; Wolff Walter, Hildegard 15,00; Wolff Udo Christian 50,00; Wolff Christel 10,00; Wolff Horst, Edda 5,00; Wulkesch Reinhold, Margarete 15,00; Wultschner Otto 15,00; Zay Waltraut 25,00; Zebli Roland 45,00; Zebli Götz 100,00; Zelig Christian-Peter, Altraut 10,00; Zenn Wilhelm-Dieter 50,00; Zerbes Albert, Gudrun 20,00; Zikeli Günter, Hannelore 35,00; Zikeli Eduard, Hermine 10,00; Zikeli Margarete 35,00; Zikeli Friedrich 25,00; Zimmermann Helga 55,00; Zintz Katalin 13,00; Zinz Martin 5,00; Zinz Hans-Hermann, Ingeborg 15,00.



HOG Schäßburg e.V. – Mitteilung in eigener Sache

Mitglieder werben Mitglieder

Um Mitglied der HOG – Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e. V. zu werden, genügt eine formlose Beitrittserklärung gegenüber einem Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands, beispielsweise per E-Mail (Adressen siehe Homepage). Auf der Homepage www.hog-schaessburg.de steht dafür auch ein Formular zur Verfügung, das heruntergeladen, ausgefüllt und unterschrieben dem Vorstand zugeschickt werden kann.

Wir begrüßen in der HOG

Angelika Schmidt, Rottenburg
Margarete Kaiser, Oeynhausien
Dipl. Ing Walter Schuller/ Traun, Österreich
Christine Brandt, Wien
Peter Götz, Stuttgart

Ein herzliches Dankeschön

allen Mitgliedern, die mit ihren Beiträgen und/oder Spenden die Arbeit der HOG unterstützt haben. Ohne Ihre Hilfe wären die vielfältigen Aufgaben der HOG (z. B. Humanitäre Hilfe in Schäßburg, Herausgabe der Schäßburger Nachrichten u. a.) nicht leistbar.

Alle diejenigen, die noch nicht daran gedacht haben, ihren Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2019 zu begleichen, bitten wir, diesen auf das Bankkonto der HOG Schäßburg bei der Volksbank Flein-Thalheim e. G. IBAN DE 84 6206 26430056 BIC GENODES1VFT zu überweisen

Der Vorstand

Es verstarben

von Juli bis November 2019

Hans Maurer *9. 8. 1951 + 1.6.2019 Niederkassel
Erika Lörincz geb. Zillmann *23.3.1942 +7.6.2019 Oderhellen/Sz. Udvarhely
Rosemarie Roth geb. Lukas *7.10.1940 +18.6.2019 Sankt Augustin b. Bonn
Erika Schönauer geb. Graef *25.10.1919 Agnethehn, gelebt in Schäßburg, +11.06.2019
Johann Polder *1.12.1931 + 27.6.2019 Bietigheim-Bissingen
Hildegard Nussbaumer geb. Hügel *14.2.1939 Schäßburg + 5.7.2019 Heilbronn
Sarah-Margarete Szabo geb. Dengel *23.10.1928 Deutsch-Kreuz +27.8.2019 Neustadt a. d. Weinstraße
Dagmar Grete Buohler geb. Hockl *12.6.1938 Hermannstadt, gelebt in Schäßb. + 5.9.2019 Nürnberg
Hans-Karl (Aka) Flechtenmacher *9.3.1931 +12.9.2019 Heilbronn
Walter Schotsch *12. 8.1941 +15.9.2019 Heilbronn
Elfriede Fabian geb. Haner *14.6.1926 +15.9.2019 Nürnberg
Martin Schuller, *1934, +2019 Nürnberg
Liane Schinker, geb. Tontsch, *27.06.1937 +2019 Hannover
Hedda Fabritius *20.7.1935 in Schäßburg +21.6.2019 Ulm
Maria Kleisch, geb. Kinn *26.11.1931 +17. Juli 2019 Nürnberg
Richard Gunesch, *1929 +19. Sept. 2019 Schwäbisch Gmünd
Michael Schwartz *1936 +17. Nov. Fürth 2019

In Deutschland verstorben, Urnenbeisetzung in Schäßburg
Raimund Friedrich Neustädter * 18.3.1971 + 26.9.2019 Engelskirchen

In Schäßburg/ Neumarkt/Lasseln verstorben
Daniel Nicolae Kinn, * 16.11.1976 + 26.6.2019 Neumarkt
Friedrich Michael Czika, * 23.9.1938 + 14.10.2019 Schäßburg



(Mit zwei Nachträgen zu Heft 51 der Schäßburger Nachrichten)
Josef Gross * 4.2.1928 + 19.13.2018 in Dornbirn/Österreich
Gerhard Lang * 4.12.1921 + Ende April 2019 Wien/Österreich

Ökumenisch beerdigt
(gehörten nicht zur evangelischen Kirchengemeinde)
Anneliese Elena Schwartz * 7.12.1956 +13.5.2019 Lasseln
Ilona Szakáts, geb. Koncz * 22.1.1959 +16.8.2019 Neumarkt
Othilde Mariana Cojocar, geb. Ciupina * 23.11.1963 +30.8.2019 Schäßburg

Büchertisch



Angelika Meltzer , R. Chrestels
**Liedersammlung:
 E Lied Liedchen hält ängden**
 Alte und neue Lieder aus Siebenbürgen
 26,- € (5,-€ Versand)
 bei Angelika Meltzer, 0911 735649
 meltzerangelika@web.de
 Infos siehe Homepage:
 www.angelika-meltzer.de



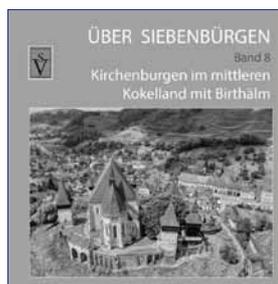
Dagmar Dusil
**Auf leisen Sohlen Annäherung
 an Katzensdorf.**
 Pop Verlag Ludwigsburg
 ISBN 978-3-86356-262-5
 (18,50 € (D), 19,10 € A),
 www.pop.verlag.com ,
 Buchdeckel Fotos Angelika Meltzer



Text: Rolf Binder,
 Fotografie und Layout: Angelika Meltzer
Der Flügelaltar in Malmkrog
 Zu kaufen in der Kirche in Malmkrog
 oder Angelika Meltzer (s. Liederbuch)
 5 € plus 2 € Versand



Anselm Roth, Ovidiu Şopa
**Über Siebenbürgen Band 7
 Kirchenburgen im Haferland
 und Repser Ländchen**
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 97839 469 54484



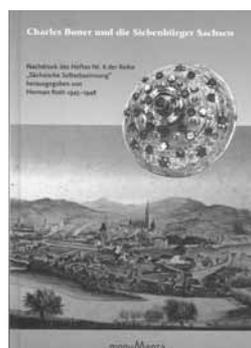
Anselm Roth, Ovidiu Şopa
**Über Siebenbürgen Band 8
 Kirchenburgen im mittleren
 Kokelland mit BIRTHÄLM**
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 97839 469 54590



Wilhelm Andreas Baumgärtner
Im Schatten des Kaisers
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 97 839 46954583
 Lei 65/14,80 €



Hermann Fabini
Siebenbürgischer Kalender
 Patrimonium Saxonicum
 gedruckt: Honterus Hermannstadt
 ISBN 97 839 46954583
 Versand über:
 e-mail: hfabini@abfabini



Hermann Fabini
**Charles Boner und die
 Siebenbürger Sachsen**
 monuMenta Verlag Hermannstadt
 ISBN 978 973 7969 200
 Versand über
 e-mail: hfabini@abfabini



Rolf Binder
**Zur Geschichte des Domini
 kanerklosters in Schäßburg**
 Herausgeber Demokratisches
 Forum der Deutschen in
 Schäßburg
 ISBN 973-9087-72-5
 erhältlich beim
 DFD Schäßburg
 Str. Muzeului 6
 545400 Sighisoara
 Tel. 0040 (0) 269 772234

Zum 25. Geburtstag der Schäßburger Nachrichten

Seit Wochen durchblättere ich die Sammlung der Schäßburger Nachrichten. Heuer müssten es 25 Jahre seit ihrem Entstehen sein. Von anfangs 8 Seiten, die am 1. März 1994 erschienen, ist das „Informationsblatt für die Schäßburger in aller Welt“ inzwischen auf 50 - 68 Seiten angewachsen und entsprechend reichhaltiger. Statt der anfänglichen Schwarz-Weiß-Fotos sind auf dem Umschlag und im Mitteteil des Heftes bei der Illustration der Artikel des zweimal jährlich erscheinenden Heftes schöne Farbfotos zu sehen.

In der Nummer 1 der Schäßburger Nachrichten erschienen als erster Vorsitzender der HOG Heinz Brandsch und als sein Stellvertreter Walter Lingner. Sie waren wohl auch die Initiatoren für das Erscheinen eines „Heimatblattes“. Der Aufruf an alle „verehrten Leser“ fand sein Echo, so dass manche zur Feder griffen und Reportagen, Berichte oder Leserstimmen aus der alten und neuen Heimat einsandten. Das zweite Heft (von August 1994) hatte bereits 15 Seiten und brachte Nachrichten aus Schäßburg aber auch Gedanken zum Dilemma auswandern oder nicht mit Argumenten pro und contra.

In der Zeitschrift ist festzustellen: Man versuchte, hier und dort das Beste aus der gegebenen Situation zu machen. Die Gebliebenen bemühten sich mit viel Einsatz zu erhalten, was sie als erhaltenswert betrachteten. Es ging weiter, auch dank der Unterstützung aus Deutschland, doch merkte man und nimmt überall wahr, dass nicht ist, an wen die Stafette weiterzureichen. In der „neuen Heimat“ wird es wohl ähnlich sein: Wer bei der Auswanderung 10 Jahre alt war, hat dort Fuß gefasst und kennt die Heimat der Eltern und Großeltern nicht oder nur in sehr geringem Maß. Ehrevoll ist, dass die Auswanderer-Generation trotz ihrer Sorgen, sich der neuen Lage anzupassen, an die „Zurückgebliebenen“ dachte. Ein Beweis dafür ist die Gründung der HOG und der Schäßburger Nachrichten, die eine Brücke zwischen „oben“ und „unten“ darstellen.

Die Schäßburger Nachrichten wurden immer reichhaltiger und brachten aus Vergangenheit und Gegenwart viele interessante Beiträge. Beim Durchblättern der inzwischen 51 (!) Hefte scheint mir, dass alles, was aus Schäßburg wissenswert zu berichten war, behandelt

wurde. Geschichte, Wirtschaft, Kultur, Kindergärten, Schulen, Jubiläen, Ausflüge, schöne Fotos, die unser Städtchen aus allen Ecken und zu jeder Jahreszeit darstellen, enthalten diese Hefte. Worüber kann noch berichtet werden? Wen werden die Beiträge noch interessieren, wenn die Erlebnisgeneration verstorben ist?

Ich wünsche dem neuen Vorstand und der neuen HOG-Vorsitzenden Erika Schneider, die die Nachfolge von Heinz Brandsch, Walter Lingner und Hermann Theil angetreten hat, dass sie noch viel Wissenswertes über Schäßburg und Schäßburger zusammenträgt. Ob das noch weitere 25 Jahre gelingen wird, kann man nicht voraussagen.

Wiltrud Baier, Schäßburg



Nr. 1

Heilbronn, den 1. März 1994

1. Jahrgang

Zum Geleit

Die Gründung der „HOG Schäßburg“, verbunden mit der Absicht, den Schäßburgern in aller Welt auch die neuesten „Schäßburger Nachrichten“ zukommen zu lassen, verlangt traditionell nach einem Prolog, im speziellen Falle gleichsam als Vorlage für ein künftiges „in memoriam“ für den wohl letzten Nachfolger unseres „Groß-Kokler Boten“. In diesem Sinne vorab allen Schäßburgern einen heimatlichen Gruß, ein „Sursum corda!“.

Wir sind nicht angetreten, Aufgaben unserer Landsmannschaft und deren Verbandszeitung zu übernehmen. Deren Ziel ist und wird es wohl auch bleiben, die Interessen aller unserer Landsleute im Wechselspiel politischer Gegebenheiten mit Augenmaß zu vertreten. Förderungswürdig bleiben auch alle anderen Verbandsstrukturen unserer Landsleute.

Unser Anliegen nimmt sich demgegenüber viel bescheidener aus: Sicherung und Förderung unseres persönlichen, oft verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls und – gleichsam als Brückenfunktion – praktische Hilfe für die zurückgebliebenen Heimmattreuen.

Und dennoch wiegt das angetretene Erbe in mancherlei Hinsicht schwerer: Ohne den äußeren historischen Druck in einer immer noch heimatlich-feindlichen Umwelt und nunmehr bei den zielstrebigem Existenzgründungen unserer Landsleute in der neuen/alten Heimat, wird es zunehmend schwieriger, eine gemeinsame Zielsetzung zu finden, der sich alle verbunden fühlen können. Daraus

resultiert dann auch unsere vorrangige Suche nach einem kleinsten gemeinsamen Nenner und der Möglichkeit, darüber hinaus auch die Anliegen einzelner Interessengruppen zu respektieren und zu fördern. Neben menschliche Aufgabenstellungen treten somit auch objektbezogene Anliegen, auch wenn die Meinungen darüber noch deutlich auseinanderzulegen scheinen. Zur Befriedigung und Bewältigung aller solcher Wünsche dient die Einbeziehung der Gebiets- und Ortsvereinigungen sowie der Nachbarschaften in die Entscheidungsfindung des Vorstandes. Wir wollen realisierbar erscheinende Zielsetzungen verfolgen, selbst wenn wir vor der Geschichte unseres Volkes nur noch die Chance haben sollten, den Nachweis geführt zu haben. „ES“ noch einmal versucht zu haben. Lorbeerkränze wird uns die Nachwelt dennoch nicht flechten, der Dank unserer Väter sollte uns jedoch – dereinst – mehr bedeuten!

Die Gründung der HOG und die Wahl ihres ersten Vorstandes waren aus genannten Gründen auch kein leichtes Stück Arbeit, galt es doch zunächst, alle individuellen Vorstellungen – auch Träume! – einzubringen. Der gewählte Vorstand spiegelt diese Meinungsvielfalt wider und sollte auch in Zukunft übergreifend zusammengesetzt bleiben. „Toleranz“ und nicht „Gleichschaltung“ ist gefragt, gleichgültig, ob Historiker solche Tugenden unseren Vorfahren zuzugestehen bereit sind oder nicht. Wir haben uns in die Pflicht nehmen lassen, denn . . . „um alle deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band . . .“

H. B.

Vorschau

Wir planen für die Ausgaben 2020
das Thema **Kochen und Backen in Siebenbürgen**.
Sie würden uns eine große Freude bereiten, wenn Sie
uns Ihre besten und liebsten Rezepte schicken.

Helga Klein
Am Ugental 37
89518 Heidebheim
h.klein@h2-a.de



Durch Dornen zu den Rosen – PER SPINAS AD ROSAS

Zum Wappen des Johann Schuller von Rosenthal (1630-1703)



Die Schönheit und der Duft der Rosen machten die Rose bereits in der Antike zur Königin der Blumen und zum Symbol der Liebe und Freude, zum Zeichen des Glücks. Zur Wirklichkeit, die das Symbol der Rosen darstellt, möchte jeder Mensch gelangen.

Die Redewendung „auf Rosen gebettet sein“ oder „auf Rosen gehen“ hat ihren Ursprung in der Antike. Sie bedeutet etwas Wunderbares, das man erreichen will und das nüchtern oder verworren erzielt werden kann. Die damaligen Machthaber übertrieben ihr Streben so, dass sie sich wirklich auf Rosen betten ließen. Vom Tyrannen Dionysius von Syrakus wird erzählt, dass er zu seinen Ausschweifungen Lagerstätten aus Rosenblütenblättern bereiten ließ. Auf Kleopatras Lager sollen die Kissen mit Rosenblättern gefüllt gewesen sein. Nero ließ - so die Überlieferung - Rosenblätter durch Öffnungen in der Decke „regnen“. Das buchstäbliche Verständnis dieser Aussagen ist ein Unsinn und führt zum Unfug. Die übertragene Bedeutung der Redewendung stellt Bild und Wirklichkeit nebeneinander und macht den rechten Sinn einleuchtend.

Die bildliche Redensart „auf Rosen gebettet sein“ ist als Beschreibung eines sehr glücklichen Zustandes zu verstehen. Dementsprechend bedeutet das Gegenteil, „Nicht auf Rosen gebettet sein“, Not und Sorgen ertragen zu müssen. „Auf Rosen gehen“ aber wird auch buchstäblich ausgeführt. Bei festlichen Anlässen werden Rosen auf den Boden gestreut. Dann geht man eben auf Rosen und wird, ohne dass es ausgesprochen wird, an die Dornen im Lebenskampf erinnert.

Martin Luther nahm eine Rose mit dem Herzen und dem Kreuz in der Mitte in sein Siegel auf und dichtete: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht“.

Der redensartige Ausspruch einer „Rose unter den Dornen“ kommt im alttestamentlichen Hohelied (2,1-2) vor: „Ich bin eine Blume in Saron und eine Blume im Tal. Wie eine Rose unter Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern“. Dieser Vergleich bezieht sich nicht nur auf die Geliebte, sondern auf das Leben überhaupt. In dem Sinn „auf das Leben bezogen“ entstanden aus der botanischen Kenntnis der Rosen mehrere Sprichwörter, wie „keine Rose ohne Dornen“, „Die Rose blüht, die Dornen stechen“, „Wer Rosen brechen will, darf die Dornen nicht fürchten“ und auch das lateinische Sprichwort „Per spinas ad rosas“ = „Durch die Dornen zu den Rosen“. Dieses Sprichwort ist sinngemäß gleich einem Spruch des griechischen Dichters Hesiod, der im 7. Jahrhundert v. Chr. als eine Lebensregel lehrte: „Per aspera ad astra“ = „Durch Mühsal zu den Sternen“.

Das Sprichwort „Durch Dornen zu den Rosen“ wird gleichnishaft auf ein hindernisvolles aber strebsames Leben gedeutet. Deshalb haben viele Menschen, die durch Mühsal zum Erfolg kamen, das Sprichwort zu ihrem Leitspruch gewählt und das Bild der Rosen zum Vorbild genommen.

Am einstigen Haus des Bürgermeisters Johann Schuller von Rosenthal im südlichen Teil der oberen Zeile des Schäßburger Marktplatzes ist über dem Tor das Wappen mit der Hand und den drei Rosen samt dem lateinischen Spruch zu sehen und ebenfalls auf dem

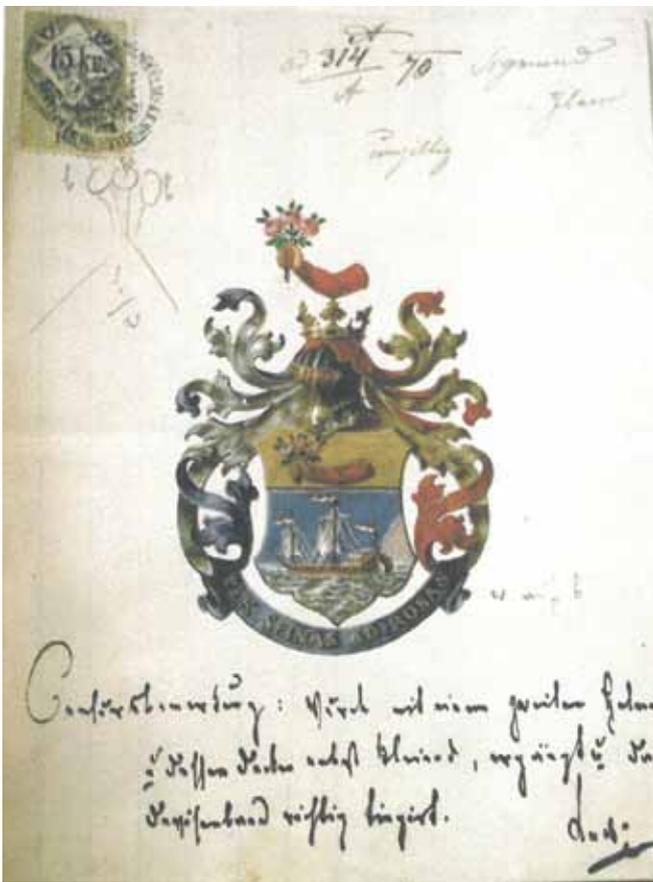
Kirchengestühl seiner Stammgemeinde Mehburg. Als Knabe in die Türkei entführt, hatte er es sicherlich nicht leicht, sich durch „Spinas“ (Dornen) durchzukämpfen bis er der Diener des Sultans wurde. Er wünschte nach Hause zu kommen und erhielt die wohlwollende Erlaubnis des Sultans (s. SN 51, S. 38-40). Als Kenner der türkischen Sprache wurde er mit dem Tribut aus Siebenbürgen zur Pforte gesandt, von wo er eine Reise nach Jerusalem unternahm und von dort dem Fürsten Michael Apafi (+1690) eine Rose mitbrachte. Der Hauptmann (ungarisch „Hadnagy“) Johann Schuller wurde darauf mit dem Attribut „von Rosenthal“ geadelt. In Schäßburg wurde er Ratsherr und Bürgermeister. 1698 ließ er auf seinen Kirchenplatz - ein eigenes Gestühl - in Mehburg den Wahlspruch „PER SPINAS AD ROSAS“ sowie die Hand mit den drei Rosen malen und dazu schreiben: „Johannes Schuller Proconsul Schaessburgensis“. Johann Schuller von Rosenthal mag seinen Lebenslauf durch Dornen zu den Rosen treffend beschrieben gefunden haben, aber sein Verlangen nach den Rosen durch Genussucht ließ ihn wieder in die Dornen geraten.

Nach seinem Tod wurde das Wohnhaus des Bürgermeisters Schuller Eigentum der Schäßburger Familie Siegmund. Aus der Familie ging als Sohn des Predigers von Schäßburg, Michael Siegmund, danach Pfarrer in Denndorf, der berühmte Wiener Arzt Carl Ludwig Siegmund von Ilanor (1810-1883) hervor. Im Heimatbuch (Seite 403/404) ist seiner in der Reihe der Schäßburger Persönlichkeiten gedacht. Carl Ludwig Siegmund von Ilanor war für seine medizinischen Verdienste geadelt worden. Auf seinem Grabstein in Padua ist sein Wappen mit den Rosen in einer Hand und der eingemeißelte Spruch zu sehen. Gemalt ist das Wappen auf einem Familiendokument abgebildet. Verzierung umgeben das Schild, auf dem die Rosenhand und ein Segelschiff zu sehen sind. Über dem Helm und einer Krone in der Verzierung hält die Hand wie triumphierend nochmals die drei Rosen empor. Auf einem Band darunter steht der Spruch: „PER SPINAS AD ROSAS“. Wappen und Abbildung des Grabsteins stellte uns Wolfgang Schlüter aus Stegen bei Freiburg i. Br., ein Urenkel des Arztes Carl Ludwig Siegmund von Ilanor, zur Verfügung, wofür wir ihm auch auf diesem Wege herzlich danken.

Die drei Rosen wurden als Wappen in Stein gemeißelt an den Resten der Burgmauer der ehemaligen Residenz (Palatul Domnesc) des moldauischen Fürsten Stefan cel Mare/Stefan der Große (*um 1433-1504) in Iași (Nordost-Rumänien) vorgefunden.

„Per spinas ad rosas“ sagt die Wahrheit über manches Menschenleben... Weil diese bildhafte Weisheit so treffend gefunden wurde, wählte man das Zeichen oft als Verzierung, wie ein Grabstein auf dem Bergfriedhof für Andreas Carl Zimmermann 1808 beweist. Es ist ein älterer Grabstein, der 1808 mit seinem Namen versehen wurde.

Der Spruch auf dem Grabstein und die Rosen haltende Hand sollen zum Gedenken an ein dornenvolles Leben und auf die Glückseligkeit im Himmel hinweisen. Im Allgemeinen aber soll die Lebensweisheit des Spruches das Erreichen eines Zieles, den Erfolg nach vielen Mühseligkeiten und Anstrengungen als große Freunde zu Bewusstsein bringen.



Wappen Carl Sigmund von Ilanor



Grabstein Carl Sigmund von Ilanor in Padua



Grabstein mit Rosenmotiv und Spruch von Andreas Zimmermann/Bergfriedhof



Wappen Schuller von Rosenthal, Arm mit den drei Rosen, Kirchengestühl in Mehburg



Ausschnitt Grabstein Andreas Zimmermann



Wappen PRO CONSUL SCHÄSSBURGENSIS 1698, Kirchengestühl in Mehburg



Foto: Wilhelm Fabini

Schäßburger Winterstimmung

Foto: Dieter König

